BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
Herm. Markgraf.

Neunzehnter Jahrgang.

Siebenter Band.

Der alte Cardinal.

IV.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

Der alte Cardinal.

Von

G. E. Haas.

IV. Theil.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Inhalt.

		Seite
XXIX. Capitel.	Am Krankenlager	1
XXX. Capitel.	Die Falle	15
XXXI. Capitel.	Die Versöhnung	33
XXXII. Capitel.	Eine Hausdurchsuchung	44
XXXIII. Capitel.	Hülfe in der Noth	59
XXXIV. Capitel.	Die Katastrophe	93
XXXV. Capitel.	Ein unerwarteter Besuch	114
XXXVI. Capitel.	Zwei Trauungen (Schluß)	145

XXIX. Capitel.

Am Krankenlager.

In einem geräumigen, mit grünen Tapeten ausgelegten Zimmer des zweiten Stockwerkes der Hofburg, das nur nothdürftig mit Möbeln ausgestattet war, stand in einer Mauervertiefung, ganz nahe dem marmornen Kamin, in welchem trotz der heißen Jahreszeit halbverbrannte Kohlen anzeigten, daß noch unlängst hier ein stattliches Feuer gebrannt hatte, ein hoch aufgethürmtes, reich mit Vergoldung ausgeschmücktes Bett, das durch einen hohen Baldachin, dessen Gipfel durch eine Krone gebildet und durch dichte, von oben herabhängende Vorhänge den Eintretenden verborgen wurde.

Aus diesem Bett drang fortwährend ein leises Stöhnen.

Kammerdiener eilten auf den Zehenspitzen ab und zu, ein ältlicher hagerer Mann saß in der Fensterbrüstung und blätterte in einer Art Tagebuch, während ein anderer Mann ziemlich gleichen Alters neben dem Bette stand und von Zeit zu Zeit den Vorhang lüftete und einen Blick auf den Kranken warf. Neben dem Bette stand eine Art Nachtkästchen, das freilich in der Form von unseren Möbeln dieser Art himmelweit verschieden war.

Die obere Fläche wurde durch ein Drahtgitter begränzt. Innerhalb desselben standen zahlreiche Tincturen und Tränke von tief dunkler Färbung bis zur Helle des Wassers. Neben diesen Fläschchen und Tiegeln befanden sich Pillenschachteln und Theesäckchen. Eine angezündete, mit Weingeist gefüllte Lampe, über welcher ein Tisane kochte, vollendete das Bild des Krankenzimmers. Die herabgelassenen Rouleaux brachten ein Halbdunkel hervor, das die blaue Flamme der Weingeistlampe noch sichtbarer machte.

Die beiden Anwesenden waren die Aerzte Mignoni und Magnus, der Kranke Kaiser Mathias.

Wieder einmal hatte den Monarchen sein altes Uebel, die leidige Gicht, mit doppelter Gewalt gepackt.

Er litt wirklich, die zusammengezogenen Sehnen an den Füßen und die gekrümmten Finger zeigten es deutlich.

Das schmale, blasse Gesicht des Kaisers war feucht von Schweißtröpfchen, welche sowohl der heftige Schmerz

als die dichte Umhüllung auspreßten. Ein völliger Berg von Decken und Tüchern lag auf dem Kranken, der selbst wieder in doppelte Linnen gehüllt war, so daß nur der Kopf aus der Unmasse von Kleidungsstücken und Bettzeug hervorragte.

„Ist die frische Sendung von Gentiana verna schon angelangt?“ fragte Mignoni seinen Genossen Magnus, der in der Fensternische noch immer blätterte, mit halblauter Stimme.

„Nein, Herr Collega, noch nicht, bedenkt doch die Entfernung; wie wäre es möglich, binnen vier und zwanzig Stunden diese Blumen am Schneeberg zu sammeln und auch schon hier zu haben.“

Der Kaiser stöhnte wieder auf.

Mignoni wandte sich an den Fürsten.

„Geduld, Majestät! ich erwarte von der Gentiana die herrlichsten Erfolge. Die Gentiana verna ist eine Pflanze, die nur auf den höchsten Zacken der Alpen wächst.“

„Was kümmert mich das, wo Eure Kräuter sprossen,“ seufzte der Kaiser, „heilt mich lieber.“

Mignoni schüttelte den Kopf und erwiederte: „Ich habe Euer Majestät wiederholt, obgleich vergeblich, vor der Zukunft gewarnt; ich habe gewagt, Euer Majestät zum Oftern den Genuß des Weines zu untersagen und gegen alle ungewöhnliche Ausdehnung der Tafel-

freuden feierlichst zu protestiren; nun sind wir wieder da, wo wir vor einem Vierteljahr waren."

Der Kaiser runzelte leicht die Stirne und antwortete: „Das weiß ich Alles selbst und habe nicht darnach gefragt; ich möchte aber aus dem Bette sein, dazu sollt Ihr mir helfen, wenn Ihr überhaupt helfen könnt."

Mathias schwieg hier und fuhr nach einer Pause wieder wie zu sich selbst redend fort: „Wollen Aerzte sein und strotzen voll Gelehrsamkeit und unverständlicher Redensart, vermögen aber nicht einmal das einfachste Uebel zu beseitigen."

„Ja wenn Eure Majestät sich entschließen könnte," wagte Mignoni einzuwenden.

„Zeitlebens zu fasten, mich zu kasteien, dem bischen Lebensgenuß zu entsagen, dessen ich noch fähig bin," unterbrach ihn der Kaiser, „wenn ich wie ein Karthäuser leben wollte, dann meint Ihr, würde ich sechs Wochen später sterben als so mein Loos sein wird. Nein daraus wird nichts, mein Herr. Dem Zugwind will ich meinethalben ausweichen, daß ich aber wie ein Karthäuser leben sollte — nimmermehr."

Mignoni wechselte einen Blick mit Magnus.

Der Kaiser fragte: „Kann ich mit dem Cabinetsdirector arbeiten?"

Mignoni entgegnete: „Euer Majestät vermögen sich selbst am besten Antwort zu ertheilen, fühlt Euer

Majestät von Schmerz nicht behindert, so wird die Arbeit sogar wohlthuend und zerstreuend wirken."

„Und doch rathen mir die Leute von jeder Beschäftigung ab."

„Das sind Eure Feinde, Eure ärgsten Feinde," widersprach Mignoni erhitzt.

„Aber das hat mir noch jüngst mein eigener Bruder gerathen."

„Das ist ein Anderes. Se. Durchlaucht führt die Bruderliebe unstreitig zu weit; er verzärtelt Eure Majestät."

„Und mein Vetter der ungarische König."

„Bei dem ist es die Kindesliebe, die übertreibt."

„Und der spanische Gesandte?"

Statt zu antworten, fragte nun der Leibarzt seinerseits: „Was sagt Se. Eminenz der Cardinal, der gewiß der ergebenste Diener Euer Majestät ist?"

Der Kaiser entgegnete matt lächelnd: „Mit der alten Bären-Eminenz bleibt mir vom Leibe. Ginge es nach dem, so dürfte ich kein Schwein mehr hetzen und keine Karte zur Hand nehmen. Aber was wißt Ihr vom Cardinal; ich habe gestern Abends nach ihm geschickt und es hieß, er sei nicht zu Hause; ich habe ihn am Morgen herbefohlen und er kam nicht, ich will jetzt mit ihm arbeiten und er ist nicht da. — Es geht etwas vor mit dem alten Mann, ich weiß es," bei die-

sen Worten blickte der Kaiser seine Aerzte forschend an, „sagt es mir gerade heraus, ist der Cardinal krank? In diesem Falle soll Einer von Euch sich sogleich zu seiner Eminenz verfügen und ihm aufwarten."

Mignoni schüttelte den Kopf. Mathias fuhr fort: „Die Hofleute schienen mir gestern schon bestürzt und der alte Mannsfeld gerieth schier außer Fassung, als ich nach dem Khlesl fragte."

Magnus, welcher in diesem Augenblick den Fenstervorhang etwas weggezogen hatte, beeilte sich zu sagen:

„So eben kommt der Oberst Khuen angefahren; da er zu den genauen Freunden Sr. Eminenz gehört, wird er unstreitig wissen, wie es sich mit dem Cardinal verhält."

Der Kaiser gab sogleich Befehl den Oberst vorzulassen.

Zwei Secunden darauf stand Khuen im Krankenzimmer des Kaisers.

Der Monarch rief ihm von Weitem zu: „Was habt Ihr mit dem Cardinal gemacht?"

Khuen erwiederte ehrerbietig aber fest: „So eben wollte ich Euer Majestät um dasselbe fragen."

„Wie, Ihr wißt nichts?"

„Nicht das geringste, ich besorgte nur...."

„Was besorgtet Ihr?"

„Daß dem Cardinal ein Unfall zugestoßen sei."

„Warum das?"

„Weil mir der Cardinal Besorgnisse vor den Protestanten äußerte."

Der Kaiser wurde ernst und nachdenklich, endlich sagte er: „Die Schufte werden es doch nicht gewagt haben. Wie sollte übrigens ich dazu kommen, etwas von Khlesl zu wissen, wenn er es mit den Protestanten hat?"

Khuen zauderte einen Augenblick mit der Antwort, faßte sich aber mit einem Male, ging dann rasch auf das Krankenbett des Kaisers zu, neigte sich an das Ohr des Kaisers und sagte flüsternd:

„Weil ich den Cardinal ganz zuletzt im Hofraume der Burg und inmitten seiner Feinde erblickte."

„Nun," antwortete der Kaiser verdrießlich, aber mit lauter Stimme: „Weil der Cardinal Gefahr von den Protestanten besorgte, zuletzt aber in der Burg gesehen wurde, soll ich Rechenschaft geben können? Man muß gestehen, lieber Oberst, Eure Schlüsse zeichnen sich durch Scharfsinn und Kühnheit aus."

„Nicht, das ist es," antwortete der Oberst, „was mich mit Besorgniß erfüllt, daß aber gleich darauf ein Staatsgefangener von hier aus weggeführt wurde, flößt mir ohne Vergleich ernstere Befürchtungen ein."

„Ach, so glaubt Ihr auch an das Märchen," fiel der Kaiser ein, „das ich seit gestern schon zum zehnten Male zu hören bekommen. Die Geschichte mit dem Staatsgefangenen kann ich Euch allerdings erklären, ohne Euch darum

Aufschluß über den Cardinal geben zu können. Der Staatsgefangene war der Erzherzog Max, der sich mit Breuner einen Scherz erlaubte."

Bei diesen Worten machte Mignoni ein Zeichen, um gehört zu werden.

Der Kaiser, vermeinend, daß es sich um eine ihm lästige ärztliche Aufmerksamkeit handelte, wehrte mit der Hand ab und sagte trocken:

„Jetzt laßt mich, Mignoni, mit Euren Thorheiten, wir haben über wichtigere Dinge zu reden...."

„Aber Euer Majestät werden erlauben . . . ."

„Ich erlaube gar nichts."

„Ich will ja nicht."

„Hol' Euch der Henker mit sammt Euren Pflastern und Tincturen."

„Ich bitte ja nur."

„So verlaßt uns, wenn Ihr nicht schweigen könnt."

Mignoni zog sich Verzweiflung im Gesichte zu Magnus in die Fensternische zurück.

„Es handelte sich also," fuhr nun der Kaiser fort, „um eine alberne Wette, umsonst nichts."

„Ja aber warum hielt mich die Wache denn ab, in die Burg einzutreten oder mit dem Cardinal zu reden."

Der Kaiser stutzte einen Augenblick, erwiederte aber dann lachend:

„Weil man Eure Schwatzhaftigkeit fürchtete."

„Ja aber was geht dem Cardinal die Wette an?“

„Ja das werd' ich Euch, dem Freund des Cardinals, nicht sagen,“ antwortete der Kaiser schlau lächelnd.

Mignoni, den die Täuschung empörte, in welcher er die Unterredenden begriffen sah, konnte sich nicht mehr halten und plumpte mit den Worten heraus: „Die Wette ist ein falsches Spiel.“

Der Kaiser blickte den kühnen Unterbrecher halb verwundert, halb ärgerlich an und fragte: „Was wollt Ihr damit sagen?“

„Ich,“ entgegnete Mignoni, der über seine eigene Kühnheit erschrocken schien, „ich will nur so viel sagen, daß der Hofbaumeister Effenberger mit Tschernembl hier in der Burg eingesperrt war, während der Cardinal da hinausfuhr.“

Der Kaiser entgegnete: „Ich muß wahrhaftig glauben, daß Ihr, lieber Mignoni, nicht recht bei Troste seid, sonst könnte ich mir wenigstens nicht denken, was Effenberger und Tschernembl mit der Wette meines Bruders und des Herrn von Breuner zu thun haben,“ dann fragte er nach einer Pause zu Khuen gewandt, „oder habt Ihr vielleicht aus Besorgniß für Khlesl den protestantischen Edelmann wirklich festnehmen lassen, gesteht es freimüthig ein. Freilich wäre dies sowohl ein Verstoß gegen die Ehrfurcht, die Ihr diesem Hause schuldig seid, als auch ein sehr dummer Streich, der uns

diese Protestanten erst vollends auf den Hals setzen könnte, aber ich will Euch beides, Khlesl's halber verzeihen, wenn Ihr nur die Wahrheit sagt."

Khuen machte eine Bewegung des Unwillens und sagte: „Euere Majestät muß eine gewaltig schlechte Meinung von mir haben, wenn sie mich eines solchen Streiches für fähig hält, ich weiß so wenig von dem protestantischen Edelmann, als von dem Baumeister.

Der Kaiser wandte sich nun, bereits vor Aerger geröthet an Mignoni und sagte: „Ihr seid entweder betrunken oder ein Spaßmacher zur Unzeit."

Mignoni fühlte sich durch die Anrede des Kaisers verletzt und sagte, indem er auf seine Hoffleidung deutete: „Ich will auf ewige Zeiten dieses Kleid ausziehen, wenn nicht die beiden Männer hier verhaftet waren."

„Und wer hätte sie verhaftet?" fragte der Kaiser streng.

„Weiß nicht."

„Und von wem wißt Ihr, daß sie überhaupt verhaftet waren?"

„Von der Magd des Hofbaumeisters."

„Von der Magd?" rief enttäuscht der Kaiser aus.

„Von der Magd," wiederholte Mignoni, „weil mich diese zu ihrem Herrn rief, der aus lauter Schreck über die Behandlung, die er gestern von Dampierre's Leuten erfuhr, plötzlich erkrankte."

„Bei Gott, die Geschichte wird immer verwickelter!“ rief der Kaiser aus. „Was hatten denn Dampierre's Soldaten in der Burg zu thun?“ fragte der Kaiser zu Khuen gewandt?

„Wenn es Euer Majestät nicht wissen,“ entgegnete der Gefragte, „ich weiß es nicht, kann aber nur bekräftigen, was dieser Mann sagt, die Dragoner erfüllten das ganze Thor.“

Der Kaiser befahl einem Kammerdiener: „Oberst Dampierre!“

Alle warteten mit Spannung auf die Erscheinung des Officiers — vergeblich. Der Bediente kehrte mit der Meldung zurück, der Oberst sei verreist.

Nun sandte der Kaiser nach dem Kammerpräsidenten Breuner, auch dieser fehlte.

Endlich schlug der Kaiser zornig an die Mauerverkleidung, indem er ausrief: „Bin ich noch Kaiser, oder bin ich es nicht?! Ich will über das, was in diesen Räumen vorgeht, Aufschluß haben. Man schicke nach Tschernembl!“

Mignoni öffnete verlegen den Mund und sagte: „Der ist ebenfalls abwesend.“

Der Kaiser blickte ihn mit fragender Miene an.

Mignoni fuhr fort: „Effenbergers Magd sah ihn gestern Abends in Reisekleidung zum Thore hinausfahren.“

Die Augen des sonst zur Milde geneigten Monarchen funkelten vor Zorn; er erhob sich trotz des Schmerzes im Bett und rief nach dem Oberstthauptmann der Stadtguardia.

Mannsfeld, der schon lange zurückgekehrt war, sich aber gehütet hatte, mit seiner schlimmen Botschaft ungerufen vor den Kaiser zu treten, näherte sich zögernd dem Krankenbett.

Der Kaiser befahl ihm so lange nach dem Cardinal zu sehen, bis er ihn finden würde.

Mannsfeld schüttelte traurig den Kopf und entgegnete: „Da müßte ich weit gehen und würde ihn vielleicht auch dann nicht treffen.“ Er erstattete nun verzagt den ihm aufgetragenen Bericht. Als er dem Kaiser der allzugroßen Treue versicherte, schauerte der Monarch zusammen, wie vom Fieber erfaßt und stöhnte, ohne die Gegenwart der Leibärzte zu beachten, laut: „Diese allzugroße Treue wird mich noch so gewiß in's Grab bringen, als sie den Cardinal in den Kerker gebracht hat.“ Dann sank er auf das Kissen zurück und zerriß außer sich vor Wuth das Leintuch des Bettes mit den Zähnen.

In demselben Augenblick meldete der Thürsteher die beiden Erzherzoge. Der Kaiser, seiner nicht mehr mächtig, streckte den fleischlosen Arm gegen die Thüre aus und rief mit krampfhaft verzerrtem Gesichte: „Aus

meinem Antlitz mit dem falschen, glattzüngigen Natter-gezücht!"

Als Mannsfeld einen Moment zögerte, den Erzherzogen die Abweisung zu überbringen, stürzte sich der Kaiser, so gichtkrank er war, durch seinen Willen selbst die ungehorsamen Gliedmaßen bezwingend, aus dem Bette; vergebens versuchte Mignoni den kranken Fürsten zu halten. Mathias taumelte nach dem kolossalen Tafeltisch, der mit Uhren, Karten, Globus und Büchern beladen, in der Mitte des Zimmers stand, und ergriff einen kleinen mit goldenem Griff versehenen türkischen Dolch, der als Schwerstein auf einer Landkarte des Königreiches Ungarn lag, und eilte gegen die Thüre.

Gerade fand Oberst Khuen noch Zeit, sich zwischen den Kaiser und den bereits halb geöffneten Flügel zu werfen.

Der Kaiser, dieses unvorhergesehene Hinderniß gewahrend, brüllte vor Wuth und schrie, den Dolch schwingend: „Zurück! wenn Euch Euer Leben lieb ist."

Khuen fröstelte einen Augenblick, blieb aber, ohne einen Finger zu seiner Vertheidigung zu heben, lautlos gegen die wieder geschlossene Thüre gelehnt, stehen.

Mathias knirschte mit den Zähnen und machte einen ohnmächtigen Versuch, den herculischen Oberst von der Thüre wegzuschieben. Indessen waren Mignoni und Magnus dem Kaiser nachgeeilt. Beide knieeten

vor dem Kaiser nieder und beschworen ihn, in's Bett zurückzukehren. Mathias schien einen Augenblick zu schwanken, erlangte aber rasch die verlorene Fassung und ließ sich nun wie ein Kind zum Bett zurückführen.

Oberst Khuen knieete nun vor dem Bett des kranken Monarchen nieder, und suchte die Vergebung des Kaisers zu erlangen. Mathias, dem es nicht so völlig an Edelmuth gebrach, als es die Behandlung seines eigenen Bruders vermuthen ließ, ergriff die Hand des Obersten und nöthigte ihn, aufzustehen.

Ein heftiger Fieberfrost schüttelte die Glieder des Kaisers und er konnte nur unter heftigem Zähneklappern die Worte stammeln: „Beruhigt Euch, lieber Oberst Khuen! Ihr habt mir nichts zu leide gethan, und höchstens eine Uebereilung gehindert." Dann blickte er nach den Aerzten und gab ihnen ein Zeichen, sich auf einen Augenblick zu entfernen.

Mannsfeld und Khuen blieben zurück.

XXX. Capitel.

Die Falle.

„Jetzt," hub der Kaiser mit scharfer Stimme an, „jetzt kann ich es sagen: was ich leide, leide ich nicht unverdient. Wie ich in diesem Augenblicke in ohnmächtiger Wuth das Linnen mit meinen Zähnen zerriß, gerade so hat Rudolph vor zehn Jahren die Feder zerbissen, mit der er seine Abtretung unterschrieb. Was Rudolph von mir zu leiden hatte, das trifft mich nun von Bruder und Vetter. Nur hat mich der Bruder gehaßt und verfolgt, während ich den Vetter mit Gnaden und Huld überhäufte. Der gottselige Kaiser wollte mich klein und unbedeutend, ich wollte meinen Vetter groß und mächtig. Jener schloß mich von jeder Theilnahme von den Geschäften aus, ich habe Ferdinand den Platz unmittelbar neben mir angewiesen."

Khuen war von dem gerechten Schmerz des Monarchen tief ergriffen und beeilte sich, dem gekränkten Fürsten zu sagen, daß es nur von ihm abhänge, daß noch Alles zu seinem Vortheil endige.

Mathias sah den Rathgeber mit zweifelhaftem Blicke an.

Khuen fuhr fort: „Ich wüßte ein Mittel, das unfehlbar und rasch zum Ziele führen müßte; doch gestehe ich, daß es ein etwas rauhes Mittel wäre."

Der Kaiser erwiederte, als Khuen zauderte, den begonnenen Satz zu vollenden: „Sprecht, mein lieber Khuen, und tödtet mich nicht durch Euer Zögern."

„Ich meine," antwortete der Oberst langsam und jedes Wort scharf betonend: „Die Verhaftung der Erzherzoge."

Der Kaiser erschrak und Mannsfeld entfärbte sich leicht.

„Ja," fuhr Khuen fort, „das einzige sicher wirkende Mittel ist die allsogleiche Verhaftung der Erzherzoge und ihrer vornehmsten Räthe. Sobald sich die Partei ihrer Führer beraubt sieht, wird sie angsterfüllt zerstäuben und Euer Majestät fester denn je auf dem Throne Ihrer Väter sitzen."

„Das Mittel wäre unstreitig gut," versetzte der Kaiser nach einer Pause mit bedenklichem Gesicht, schüt-

telte darauf den Kopf und fuhr fort: „Aber es geht nicht, wahrhaftig, es geht nicht.“

„Und warum soll es nicht gehen? Ist Euer Majestät nicht an der Spitze ergebener Truppen?“ Fehlt es Euer Majestät an getreuen Vollstreckern Ihres Willens? Können Euer Majestät nicht auf den Beifall Ihrer Völker zählen?“

„Alles sehr wahr, und doch sehe ich nicht ein, wie die ungeheuren Schwierigkeiten überwinden, die sich dagegen aufthürmen?

„Ist Euer Majestät nicht der Herr?“

„Wohl bin ich es,“ erwiederte der Kaiser seufzend.

„Noch,“ fuhr der Oberst fort, „noch hängt Alles von Euer Majestät ab; in einigen Tagen dürfte es zu spät sein.“

„Was wird aber mein Vetter in Spanien, was der heilige Vater, was die katholische Bevölkerung meines Landes zu diesem unerhörten Schritt sagen?“

„Ah, es handelt sich hier um kein Kinderspiel — halten Euer Majestät zu Gnaden — sondern um die Krone. Da müssen alle die kleinlichen Rücksichten, wie die Meinung des Königs von Spanien, oder des heiligen Vaters, oder der Herren Jesuiten weichen.“

„Ihr geht zu weit; ich kann, wenn ich den Vorgang ruhig betrachte, darin noch keinen Angriff auf den Thron erkennen.“

„Wenn das ist, dann habe ich Unrecht, und ich will Euer Majestät Ohr mit ferneren Rathschlägen verschonen."

„Nicht so, mein lieber Khuen! Ich bin jetzt nicht der Kaiser; ich bin Euer armer Freund, mit dem Ihr nicht grollen müßt."

Khuen konnte der Sprache des so tief gedemüthigten Fürsten nicht widerstehen und erwiederte: „Verzeihung, Majestät! wenn ich die schuldige Ehrfurcht einen Augenblick außer Acht setzen konnte, aber ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß Euer Majestät aus diesem Handel anders denn als Sieger hervorginge. Es ist allerdings richtig, daß die Erzherzoge gegen die geheiligte Person ihres Monarchen noch nichts unternommen. Wie aber soll ich die gewaltsame Hinwegführung des getreuesten Dieners, den Euer Majestät hatten, bezeichnen? Ist sie mit Euer Majestät geheimer Einwilligung geschehen? Nein! Sie ist also gegen Ihren Willen mit Hintansetzung Eures guten Rechtes, mit Verachtung Eurer Person und zum Schaden des ganzen Landes in's Werk gesetzt worden. Wenn Eure Majestät meiner Eingebung folgen wollte, dürfte keiner der Erzherzoge seine Haft vor der Rückkehr des Vertriebenen verlassen. Diese verdiente Züchtigung würde als ein heilsames Beispiel auf Hoch und Nieder wirken,

und schlagend beweisen, daß mit der kaiserlichen Majestät nicht zu scherzen sei."

Der Kaiser legte die Hand an seine Stirne und dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Vor Allem aus sehe ich, daß ich an Euch, Oberst Khuen, einen treuen Diener habe — der Oberst verbeugte sich — dann leuchtet mir Euer Rath recht wohl ein, doch kann ich mich nicht sogleich entscheiden. Kommt morgen wieder, zur selben Stunde wie heute; wir wollen überlegen."

„Ueberlegen?" erwiederte Khuen grollend; „als ob die Ueberlegung Eurer Majestät verkümmertes Ansehen herzustellen vermöchte. Bis morgen wird man die Erzherzoge nicht mehr verhaften können, wenn es wirklich Eurer Majestät Wille wäre."

„So kommt heute Abends um acht Uhr," entgegnete Mathias verdrießlich.

Khuen zuckte die Achseln: „Zu spät! Wenn Euer Majestät mein Rath gefällt, so muß er augenblicklich ausgeführt werden, oder es ist unnütz."

Der Kaiser bedachte sich und klingelte, der Kämmerling trat ein. „Ein Schreibzeug." Das Schreibzeug wurde gebracht und an des Kaisers Bett gerückt.

Mathias schrieb mit schwerer Hand, die widerspänstigen Finger mit Mühe unter seinen Willen beugend,

einige Zeilen, drückte das kaiserliche Siegel bei und übergab die Schrift dem Obersten.

Khuen durchlief mit raschem Blick die Schrift, ein Lächeln des Triumphes umflog seine Lippen. Es war ein Befehl, welcher den Oberst Freiherrn von Khuen mit der Verhaftung beider Erzherzoge beauftragte.

Kaum hatte der Oberst den Verhaftsbefehl in die Tasche geschoben, so schien dem Kaiser die Unterzeichnung desselben zu reuen und er fragte: „Werdet Ihr den Befehl ohne Umstände sogleich ausführen?"

„Sogleich."

„Dann gebt."

„Euere Majestät wollte den Befehl zurücknehmen?"

Mathias schämte sich seiner Zaghaftigkeit und setzte leicht hinzu: „Oder behaltet. Benachrichtigt mich aber wenigstens, bevor Ihr zu dem Aeußersten schreitet."

Khuen fragte erstaunt: „Wie, ich soll Euer Majestät erst benachrichtigen, bevor ich die Verhaftung vornehme?"

Der Kaiser machte ein Zeichen der Bejahung.

„Dann erlaube ich mir Euer Majestät anzuzeigen, daß ich jetzt, in diesem Augenblick im Begriffe bin, zu diesem Aeußersten zu schreiten." Indem er dies sagte, wandte er sich um.

Mathias rief ihn schnell zurück: „Ich mag nicht,

daß die Erzherzoge bei ihrem Mittagsbrot gestört werden. Ihr werdet bis Nachmittag warten. Es ist mein Wille."

Khuen verbeugte sich seufzend und schritt so rasch, als es der Anstand erlaubte, zur Thüre hinaus.

Kaum hatte er die Thüre verlassen, so rannte er so schnell er vermochte, den Gang entlang und stürzte mehr als er ging, die Stiege hinunter. Und daran that der Oberst Recht, denn der Kaiser sandte ihm sogleich den Obersthauptmann nach. „Eilt Mannsfeld und laßt Euch den Befehl, Ihr wißt schon, welchen, zurückstellen, ich will es so haben."

Mannsfeld eilte, so sehr es ihm sein Alter gestattete, und schickte noch einige Hofdiener nach allen Seiten aus, um den Oberst zurückzubringen. Khuen aber, mit dem Wankelmuth des Kaisers wohl vertraut, kam Allen zuvor.

Als Mannsfeld ohne Khuen und ohne den Verhaftsbefehl zurückgekehrt war, konnte sich der Monarch eines kräftigen Fluches nicht enthalten und sank dann, von der langen Anstrengung der Unterredung in Mitte seines Schmerzes erschöpft und angstvoll stöhnend, auf sein Lager zurück. Nach einer kurzen Pause erhob er abermals den Kopf und befahl Mannsfeld sich so rasch als möglich in die Wohnung des Obersten zu begeben, um den Verhaftsbefehl abzufordern.

Während Mannsfeld den Auftrag seines Herrn zu bestellen eilte, traten die beiden Aerzte wieder ein. Vor

ihnen schritt eine stattliche aber unmäßig beleibte weibliche Gestalt einher, die sich dem kaiserlichen Lager näherte. Die Dame hatte rothgeweinte Augen und konnte nur mit Mühe das Schluchzen unterdrücken. Als sie am Krankenbett stand, beugte sie sich über den Kaiser, küßte die schmale weiße Hand und benetzte sie mit Thränen. Mathias öffnete bei dieser Berührung die Augen, welche er aus Mattigkeit geschlossen hatte, sah die Kaiserin liebevoll mit einem schwachen Lächeln an und fragte: „Wie befindet sich Euer Liebden?"

„So lange mein Herr und Kaiser übel auf ist, kann sich die Kaiserin nicht wohl befinden."

Mathias versuchte sie zu trösten, indem er ihren Hals mit den Fingern umfaßte, um ihr dadurch zu beweisen, daß der Gichtanfall nachgelassen habe.

Die Kaiserin flüsterte so leise, daß die Aerzte sie nicht zu verstehen vermochten: „Ich wußte es, daß dies — dabei deutete sie auf die Hände — vorübergehen werde, wenn es nur auch gegen böse Menschen Aerzte und erprobte Mittel gäbe."

Der Kaiser blickte seine Gemahlin fragend an und sagte: „Ihr wißt?"

„Alles."

„Und woher?"

„Vom Cardinal."

„Von welchem Cardinal?"

„Von dem vertriebenen alten Manne nicht.“
„Also von Dietrichstein?“
„Von keinem Andern.“
„Und was sagte der Cardinal?“

„O er zuckte die Achsel, lächelte freundlich, führte eine Menge biblischer Sprüche im Munde, er tröstete mich auf bessere Zeiten, murmelte Etwas von dem gottgefälligen Wandel des Erzherzogs Ferdinand, kurz that Alles, nur gab er keinen Rath.“

„Ein Beweis, daß der Cardinal nicht der rechte Arzt ist, den Ihr wünschtet.“

Leider Gott stehen die Monarchen in dem Augenblicke, da sie ihrer Hoheit entkleidet, Rath begehren, wie alle andern Menschen hilf- und rathlos da.“

„Und wenn ich einen solchen Arzt oder ein solches Mittel kennte.“

„O nennt mir, mein kaiserlicher Herr, den Arzt oder sein Mittel.“

„Der Arzt ist der Freiherr von Khuen.“

„Das ist gut, denn die Khuen sind insgesammt des Khlesl Freunde. Und das Mittel?“

„Heißt — Verhaftung der Erzherzoge und ihrer Diener.“

Die Kaiserin drückte statt aller Antwort die Hände ihres Gemahls,

Mathias blickte ungeduldig nach der Uhr. — Die Kaiserin fragte den Arzt, ob es vielleicht an der Zeit sei, Arznei zu reichen. Der Kaiser, welcher diese Frage gehört hatte, schüttelte unwillig den Kopf und fragte, ob Mannsfeld schon zurück sei.

Als man die Frage verneinte, wandte er sich abermals an die Kaiserin und sagte: „Euer Liebden findet den Plan des Freiherrn von Khuen zweckmäßig; ich gestehe, daß ich vor der Ausführung desselben zittere."

Die Kaiserin konnte ihre Verwunderung über die Zaghaftigkeit Mathias' nicht verbergen.

Der Kaiser lispelte: „Denkt Euch, wenn sich die Erzherzoge widersetzten, welch' Unglück kann daraus erfolgen. Ich sehe nichts als Blut, Mord und Aufruhr."

„Ihr seid zu ängstlich."

„Und Euch fehlt das Bewußtsein der Gefahr, welche wir laufen, wenn der Plan mißlingt."

„Wie aber soll er mißlingen?"

„Mein Bruder Max ist starrsinnig."

„Nun, man muß diesen Starrsinn beugen."

„Die Erzherzoge haben zahlreichen Anhang."

„Nicht mehr als der Kaiser selbst."

„Die ganze Angelegenheit der Nachfolge im Reiche kann rückwärts gehen."

„Desto besser." Indem die Kaiserin dies sagte,

schwebte ein eigenthümliches, halb schalkhaftes, halb verschämtes Lächeln um ihre Lippen.

Mathias erwiederte überrascht: „Wie, Ihr meint, es sei besser, wenn das Werk so langwieriger und rastloser Bemühungen zu Grunde ginge? Welch' ein Einfall!"

„Wenn ich sagte, desto besser," entgegnete die Monarchin, „so verkannte ich keineswegs die Bemühungen, welche die Ordnung der Nachfolge kostete, dachte aber dabei, daß die Hast, mit welcher diese Angelegenheit betrieben wurde, vielleicht nicht nöthig war."

„Ich weiß, Ihr waret immer eine eifrige Gegnerin dieser Maßregel und verkenne keineswegs die Anhänglichkeit an meine Person, welche Euer Liebden dadurch beweisen wollte."

„Ihr mißversteht mich, mein Gemahl, es war nicht bloß Anhänglichkeit an Eure Person."

„Nun, so war es das freundliche Vorurtheil, daß ich noch lange leben werde, um die Nachfolge mit Muße ordnen zu können."

„Auch das nicht."

„Dann bekenne ich mich überwunden und gestehe, Euch nicht zu begreifen."

Die Kaiserin schlug die Augen nieder, brachte ihr Spitzen verbrämtes Tuch an ihre brennend rothen Wangen und flüsterte so leise als möglich: „Wenn ich denn schon die Ursache entdecken muß, es geschah aus dem

Grund, daß ich noch immer hoffte, Euch, mein Herr und Kaiser, und dem Lande einen Erben schenken zu können."

Der Kaiser holte tief Athem und sagte bitter lächelnd: „Arme Anna, mit Deinen unglücklichen Hoffnungen!"

Die Kaiserin sah den Kranken mit einem lebenswarmen Blick in die Augen und setzte hinzu: „Wie denn, wenn diese Hoffnungen doch weniger trügerisch wären, als Ihr denkt."

Der Kaiser raffte sich mit Blitzesschnelle auf und sagte: „Wie, Ihr meint?"

Die Kaiserin sagte ruhig: „Ich meine, was mich die Aerzte selbst meinen ließen, nähert Euch, Mignoni!"

Mignoni trat an das Krankenbett.

Die Kaiserin fuhr fort: „Erklärt meinem kaiserlichen Herrn, zu welchen Hoffnungen mich Euer Ausspruch berechtigt?"

Mignoni räusperte sich verlegen einige Male und sprach dann zu dem hochaufhorchenden Monarchen, indem er den Finger an seine gebogene aristokratische Nase legte: „Es giebt keinen subtilern Casus in der ganzen ärztlichen Praxis, als die Diagnose der Gravitität."

„Redet deutsch, lieber Mignoni, deutsch, ich höre gute Kunde am liebsten in meiner Muttersprache."

Mignoni machte eine Verbeugung und fuhr fort:

„Ich sagte, daß es keinen schwierigeren Fall im ärztlichen Leben gebe, als die Erkenntniß der beginnenden Schwangerschaft. Ich will demnach nichts behaupten oder als unumstößliche Wahrheit oder Thatsache hinstellen, glaube aber doch sagen zu können, daß gewisse Erscheinungen dafür sprechen dürften, daß Ihre Majestät, falls nicht andere paralysirende Phänomene in der Folge eintreten, einige Hoffnungen auf Erfüllung Ihrer und des ganzes Landes Wünsche hegen dürfe."

Mathias schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rollte dem Arzt mit einem Gemisch von Scherz und Ernst an: „Und das nennt Ihr deutsch geredet, mein lieber Mignoni? — Ich habe davon kein Wort verstanden, laßt sehen. Beantwortet mir kurz und rund die Frage, haltet Ihr die Kaiserin für schwanger oder nicht?"

Mignoni wechselte die Farbe und erwiederte: „Dafür halten? Was versteht Ihr darunter? „Ich wäge nur die Gründe für und gegen ab."

„Habt Ihr abgewogen?"

„Ja."

„Und habt gefunden?"

„Ich habe gefunden, daß für ....."

Der Kaiser fiel ihm zornig in die Rede: „Schert Euch mit Euren Gründen für und dawider zum Teufel,

ich will wissen, woran ich bin, woran ich mich zu halten habe, drum noch einmal, ist mein Weib schwanger?"

Mignoni schob seine Perrücke hin und her, fühlte sich selbst den Puls, blickte bald nach dem Kaiser und bald nach der Kaiserin, und ließ endlich seinen Blick hülfeflehend auf dem starren Gesichte seines Gefährten haften.

Magnus, der die verzweifelte Lage des Doctors genau begriffen hatte, eilte ihm zu Hülfe und antwortete mit aufgeblasener Miene, indem er einen Blick nach dem unglücklichen Leibarzt schoß, der ihm die Ueberlegenheit des zweiten Arztes augenblicklich doppelt fühlbar machen sollte. „Mein verehrter Collega ist ein viel zu bescheidener Jünger oder wenn man lieber will Apostel der Kunst, welcher wir Beide gemeinsam dienen, daß er in einem so kritischen Augenblick allein maßgebend zu entscheiden wagte."

Mignoni, welcher den Stich fühlte, biß sich in die Lippen und zerknitterte vor Wuth die Hemdkrause an seinen Händen: „Ich erlaube mir ihn darum zu erinnern," fuhr Magnus fort, „daß wir gemeinsam, — diese Worte hob Magnus mit Nachdruck hervor, — das Resultat unserer Untersuchungen so festsetzten, daß wir die Schwangerschaft Ihrer Majestät der Kaiserin als unzweifelhaft und vollkommen gewiß erkannten."

Der Kaiser athmete bei diesen Worten des Doctors Magnus freudig auf. Das Angesicht der Kaiserin strahlte in Verklärung und Mignoni war vor Erstaunen außer sich und wußte nicht, woher Magnus die namenlose Kühnheit hernahm, mit solcher Sicherheit von einem Ereigniß zu sprechen, das mehr als zweifelhaft war.

Magnus fuhr fort: „Also die Schwangerschaft Ihrer Majestät ist unzweifelhaft, mein verehrter Collega hat aber mit an ihm gewöhnter Weisheit — hier verbeugte sich Magnus vor Mignoni — der sich bei diesen Worten seines Collegen in die Brust warf — die Thatsache eines glücklichen, oder sollte ich vielleicht sagen, eines erfolgreichen Ausganges noch nicht festzustellen vermocht. Dies ist dem kenntnißreichsten Arzt unter den obwaltenden Umständen unmöglich und es gehörte nur die himmelschreiendste Charlatanerie dazu, die Resultate vorherzusagen oder gar verbürgen zu wollen. Der Umstand, daß der Proceß noch so wenig fortgeschritten, dagegen das Alter Ihrer Majestät doch als ein etwas vorgerücktes bezeichnet werden dürfte, hindert jeden entschiedenen Ausspruch."

„Ganz meine Ansicht," bekräftigte Mignon, „mein Collega hat ein entzückend lebhaftes Gedächtniß."

Magnus warf dem Luft-Doctor, wie ihn Khlesl zu nennen pflegte, einen zweiten triumphirenden Blick zu, vor dem Mignoni die Augen senkte. Der Monarch

dagegen rieb sich vergnügt die Hände und rief: „Das heiße ich nun deutsch und deutlich geredet."

Die Kaiserin blickte Magnus dankbar an.

Mathias wandte sich nochmals an die Aerzte: „Kann die Schwangerschaft Ihrer Majestät öffentlich kund gemacht werden?"

Mignoni zauderte zu antworten, Magnus kam ihm zuvor und sagte:

Ohne Zweifel kann sie das und in sechs Wochen dürfte es selbst an der Zeit sein, öffentliche Gebete für die glückliche Entbindung Ihrer Majestät anzustellen."

Der Kaiser war entzückt und vergaß seines Schmerzes. — In dem Augenblick meldete man den Oberst-Hauptmann. Der Kaiser herrschte dem Staatsdiener zu: „Gebt den Verhaftsbefehl."

Mannsfeld schüttelte traurig den Kopf. „So bescheidet mindestens einer meiner Räthe hieher; ich bedarf fremden, aber milden Rathes." Mannsfeld, dessen gefurchte Stirn Mißbehagen ausdrückte, erwiederte demüthig, daß er den Freiherrn nirgends angetroffen habe.

„Ich sage Euch aber, daß der Verhaftsbefehl jetzt völlig unnütz ist."

Die Kaiserin sah ihren Gemahl groß an.

Mathias, der das Erstaunen Anna's wohl bemerkt hatte, fuhr lebhaft fort: „Ich werde doch nicht meinen Bruder und Vetter in dem Augenblick fest nehmen las-

sen, da ich seit Jahren wieder die erste glückliche Kunde empfange."

Die Kaiserin antwortete: „Möge es Euer Liebden nicht zu spät bereuen."

Und wie? ich sollte dem Ferdinand in dem Augenblick, der alle seine Hoffnungen mit einem Male niederschmettert, noch ein anderes Leid zufügen? Der Himmel ist mir mit der Rache zuvorgekommen; er hat den Cardinal an seinen Gegner stärker gerächt; als es Kerker und Ketten vermocht hätten. Nein, ich will lieber meinen Bruder und Vetter umarmen und ihnen persönlich die frohe Kunde mittheilen."

Die Kaiserin, welche erst noch vor Wonne strahlte, wurde ärgerlich und entgegnete: „Euer Liebden vergißt in der Aufwaltung Ihres milden Herzens ganz der Unziemlichkeit der beiden Erzherzoge und der tiefen Beleidigung, welche sie Euer Majestät zufügten."

Mathias entgegnete: „Es ist aber selbst gegen alle Staatsklugheit der künftigen Thronfolger, Feinde zu erwecken."

Mannsfeld hörte alle diese räthselhaften Worte, ohne etwas zu verstehen und blickte darum die Kaiserin fragend an.

Die Fürstin ergriff plötzlich die Hand des alten Dieners und sagte: „Ihr sollt nicht lange in der Irre

gehen, Mannsfeld, Eure Kaiserin darf hoffen, Mutter zu werden, das ist das Ganze."

Mannsfeld senkte sich auf ein Knie und brachte den Majestäten seine Glückwünsche dar. Mathias sagte: „Stehet auf und bescheidet mir einen meiner Räthe oder Alle hieher, ich will und muß aus diesem Labyrinth kommen.

Die Erzherzoge dürfen nicht verhaftet werden und es verlangt mich meine nächsten Blutsverwandten zu sehen und meine Freude mit ihnen zu theilen."

XXX. Capitel.

Die Versöhnung.

Mannsfeld eilte hinaus und begab sich in das Conferenz-Zimmer; dort traf er den Cardinal Franz Dietrichstein Erzbischof von Olmütz und ehemals einer der vertrautesten Räthe des Kaiser Rudolf.

Cardinal Dietrichstein stand zu der Zeit, als wir von ihm reden, ungefähr in seinem fünfzigsten Jahre. Alles an ihm verkündete, daß er einst ein vollkommen schöner Mann gewesen sein mußte. Hätte er nicht mit den Jahren an Körperfülle zugenommen, man würde ihn für viel jünger gehalten haben. Sein feines, zartes, fast weibliches Gesicht hatte ganz den aristokratischen Schnitt seiner Zeit.

Um die Lippen kräuselte sich noch der völlig dunkle Schnurrbart, während der üppige Haarwuchs bereits

eisgraue Färbung trug. Die vollen aufgeworfenen Lippen waren frisch und roth, die Nase länglich und etwas gebogen, die blauen Augen blickten lebhaft und sanft zugleich.

Wie dem Körper nach bildete Dietrichstein auch seiner ganzen Art nach den vollkommensten Gegensatz Khlesl's. Während Khlesl hart und rauh, kargend und geldgierig zugleich war, gefiel sich Dietrichstein in harmlosen Scherzen, in an Verschwendung gränzendem Prunk und dem gefälligen Benehmen des vollendeten Hofmanns. So kam es, daß Dietrichstein trotz der gefährlichen Nebenbuhlerschaft Khlesl's sich die Gunst Mathias' erwerben und in derselben behaupten konnte.

Dietrichstein war in dem Augenblick, da Mannsfeld eintrat, bemüht, sein Haar, welches die Scheitel fast ganz bedeckte, kunstreich zu ordnen. Zu diesem Zweck bediente er sich eines kleinen venetianischen Schildkrötkammes und eines kleinen Spiegels, auf dessen Rückseite eine heilige Maria in Email abgebildet war. Der Cardinal ließ sich durch den Eintritt des Oberst-Hauptmanns nicht in seiner Beschäftigung stören, sondern begnügte sich den Kamm in die linke Hand zu nehmen und mit der Rechten das Zeichen des Segens zu machen und ihm freundlich zuzulächeln. Dieses Lächeln nöthigte den Kirchenfürsten, den Mund gerade so weit

zu öffnen, daß eine Reihe der schönsten perlenweißen Zähne sichtbar wurden.

Als Mannsfeld des Cardinals ansichtig wurde, überlegte er einen Augenblick und ließ seine Blicke unruhig durch den weiten Raum des Gemaches gleiten. Er besaß nämlich so viel Instinct, zu errathen, daß seinem Herrn die Gegenwart jedes andern Rathes lieber sein würde, als die des Cardinals. Da er aber Niemand sah, so wandte er sich an den Grafen mit der Bitte, ihm zum Kaiser zu folgen. Ein Strahl freudiger Ueberraschung leuchtete einen Augenblick in den Augen des Kirchenfürsten, doch unterdrückte er rasch jede Bewegung und erwiederte leutselig: „Verzieht nur einen Augenblick, lieber Graf, und ich bin bereit Euch zu folgen.“ Dietrichstein setzte nach diesen Worten seine Toilette fort, kämmte sich die Haare wiederholt über den Scheitel herunter, öffnete dann ein Büchschen, das er stets bei sich trug und nahm eine Teigkugel hervor und steckte sie in den Mund, um den Athem beim Sprechen angenehmer zu machen. Hierauf widmete er noch dem Schnurrbart einen Augenblick der Sorgfalt und folgte dann dem Oberst-Hauptmann rasch zum Kaiser.

Mathias saß im Bette auf und harrte mit Ungeduld auf die Ankunft der berufenen Räthe.

Das Erscheinen Dietrichsteins diente indeß, wie Mannsfeld richtig vorhergesehen hatte, keineswegs die

Laune des Kaisers zu verbessern, denn der Cardinal war gerade der Letzte von Allen, dem der Kaiser die Geschichte mit dem übereilten Haftbefehl mittheilen mochte.

Obgleich am Hof des Kaisers gerne gesehen, wußte doch Khlesl so gut wie sein Herr, daß Dietrichstein einigermaßen zur Partei der Erzherzoge neigte.

Dietrichstein, dem schon die Verlegenheit des Oberst-Hauptmanns nicht entgangen war, erkannte an der gerunzelten Stirn des Kaisers sogleich, daß er nicht der willkommenste sei. — Dietrichstein schien sich um nichts zu kümmern, von nichts zu wissen, dachte aber an Alles, beschäftigte sich mit Allem und wußte Alles.

Der Kaiser sann einen Augenblick nach und sagte, nachdem die üblichen Begrüßungen vorüber waren: „Euer Eminenz weiß unstreitig so gut als wir von dem beklagenswerthen Vorgang des verflossenen Abends."

Der Cardinal antwortete mit der unbefangensten Miene von der Welt, indem er den kleinen zierlichen Mund weit öffnete und die köstlich weißen Zähne blicken ließ: „Ich weiß von nichts, von gar nichts."

„Nun erfahrt denn aus meinem Munde, daß es freche Menschen gewagt haben, an unsern lieben und getreuen Diener den Cardinal Khlesl Hand anzulegen und ihn gleichsam unter unsern Augen hinwegzuführen."

Dietrichstein gab alle Zeichen des Erstaunens, schlug die Hände zusammen und rief ein über das andere Mal: „Wäre es möglich! Wäre es möglich!“

Mathias, dem das Erstaunen des Cardinals, da ja seit gestern die verschiedensten Gerüchte die Stadt durchkreuzten, von dem doch ein oder das andere zu den Ohren Dietrichstein's gedrungen sein mußte, ein wenig seltsam vorkam, fragte: „Wie kommt es, daß Ihr allein ganz oder gar nichts wißt, da das Publicum doch viel mehr weiß, als wirklich geschehen ist?“

„Eben darum, eben darum, weil die Leute so albern daherreden, habe ich ein für alle Mal meinen Hausofficieren untersagt, mir was immer, das nicht zu ihren Dienstverrichtungen gehört, mitzutheilen.“

„Aber Eure Freunde? man sagt, Ihr hättet so viele Bekannte.“

Der Cardinal konnte ein gewisses stolzes Lächeln nicht unterdrücken und sagte: „Ich leugne nicht, viele, recht viele Menschen zu kennen, die an meiner Person, freilich sehr unverdienter Weise, warmen Antheil nehmen; diesen sage ich aber gleich, wenn sie eintreten oder den Mund öffnen: nur nichts von Staatsangelegenheiten; diese Dinge gehören in die Rathsstube, in das Cabinet des Landesfürsten, aber nicht in mein Zimmer. Will Se. Majestät etwas von mir, so wird sie mich holen lassen; begehrt der Rath meiner, so weiß er, wo ich wohne. —

In meinem Hause bin ich Priester und selbst ein wenig Fürst, wenn Euer Majestät erlaubt — aber sonst nichts, gar nichts, am wenigsten Staatsmann, und so kommt es, daß die ganze Stadt mit der einzigen Ausnahme des Cardinals Dietrichstein von einem Ereigniß wissen oder sprechen kann."

Der Kaiser schien durch die Antwort des Cardinals befriedigt und fuhr fort: „Nun sollte ich allerdings die Verächter der kaiserlichen Majestät nach Verdienst züchtigen, aber diese Männer der Gewaltthat gehören, Gott sei es geklagt, meinem eigenen Hause an."

Der Cardinal schlug wieder die Hände zusammen und sagte, diesmal aber etwas weicher, als ob er sich des erlogenen Erstaunens selbst schämte: „Wäre es möglich!"

Der Kaiser entgegnete darauf: „Es ist leider nicht nur möglich, sondern wahr; so wahr, als ich hier im Bette liege und mich in Schmerzen krümme, daß die Erzherzoge Ferdinand und Max meinen Cabinets-Director gewaltsam entführten."

„Die Erzherzoge Ferdinand und Max?" wiederholte Dietrichstein stets mit dem gleichen Erstaunen.

„Die geringste Strafe," fuhr der Monarch fort, „wäre nun Verhaftung oder sofortige Landesverweisung, und ich gestehe, in der ersten Aufwallung auch dazu Befehl gegeben zu haben; da . . . ."

„Hat Euere Majestät," fiel der Cardinal ein, „mit gewohnter Großmuth den reuigen Prinzen die harte Strafe nachgelassen?"

„Nein!" sagte der Kaiser unwillig, „ich hätte das keineswegs gethan, wenn nicht ein freudiges Ereigniß — hier wurde Mathias milder — meinen Arm aufgehalten hätte."

„Und darf man wissen? Euer Majestät begreift, daß es jeden treuen Diener drängen muß, zu erfahren, was seines Kaisers Herz freudig bewegt."

Der Kaiser lächelte huldvoll und erwiederte: „Dieses freudige Ereigniß ist die süße Hoffnung Ihrer Majestät der Kaiserin, Mutter zu werden. Ich beauftrage zugleich Euer Eminenz, sowohl in dem eigenen Sprengel, als auch in den verwaisten Bisthümern Neustadt und Wien, falls der Cardinal bis dorthin nicht zurück sein sollte, nach Ablauf von sechs Wochen die üblichen Gebete für die glückliche Niederkunft der Kaiserin zu veranstalten."

Dietrichstein verneigte sich tief, während ein Zug von namenlosem Spott durch die Neigung des Kopfes den Anwesenden verborgen wurde. Dann erhob sich der Kirchenfürst sogleich und brachte seine Glückwünsche in wohlgesetzter Rede dar, indem er sich bald an den Kaiser und bald an die Kaiserin wandte.

Mathias dankte dem Cardinal durch ein schwaches Kopfnicken und fuhr fort: „Ich sagte, daß die Kunde

von diesem freudigen Ereigniß die strafende Hand aufgehalten habe."

„Die schönste Art, Gott für die erlangte Gnade zu danken," entgegnete Dietrichstein würde- und salbungsvoll.

„Aber noch mehr," sagte Mathias weiter, „mich drängt es, in diesem feierlichen Augenblick den Bruder und Vetter zu umarmen und alle Feindschaft ein für alle Male zu ersticken. Ihr blickt mich verwundert an, Dietrichstein, und gedenkt vermuthlich vergangener Zeiten, aber ich bin nicht mehr derselbe Mann, der ich war. Kummer, Sorge und Körperschmerz haben mich weicher gestimmt; ich kann und will keine Feindschaft."

Dietrichstein nickte und entgegnete: „Die Sprache Euerer Majestät ist die Sprache des wahren Christen und des frommen Hausvaters im Evangelium. Der König von Ungarn ist der verlorene Sohn, dem Ihr das Erbtheil zum zweiten Male geben wolltet — habe ich errathen?"

Der Kaiser schüttelte den Kopf, und erwiederte seufzend:

„Ich weiß nicht, soll ich sagen, ich fürchte oder ich hoffe, daß ich ihm das Erbtheil ein zweites Mal nicht geben kann, sondern vielmehr selbst das erste nehmen muß. Ihr begreift, wenn mir, wozu die Aerzte alle Hoffnung geben, ein Sohn geboren würde . . ."

Dietrichstein entgegnete gefaßt: „Ich meinte nicht ein wirkliches Erbtheil der Materie nach, sondern das Erbtheil der Liebe, ein Erbtheil dem Geiste nach."

„Ich besorge sehr," warf der Kaiser ein, „daß meinem steierischen Vetter ein Erbtheil dem Fleische nach anziehender schiene."

„Sei ihm, wie ihm wolle, Euere Majestät ist die Güte selbst."

„Nun ist aber der Verhaftsbefehl ausgefertigt."

„Man muß ihn zurücknehmen."

„Aber der Mann, welcher ihn hat, ist nirgends zu finden."

„So muß man einen Gegenbefehl ausstellen."

„Wem soll die Ausführung übertragen werden?"

„Friede und Versöhnung ist so ganz eigentlich die Art des Priesters."

Mathias, welcher es nicht gewagt hätte, den Cardinal mit einem so untergeordneten Geschäft zu betrauen, sagte angenehm überrascht: „Ihr wollet es über Euch nehmen?"

„Warum nicht?"

„Aber ich bin zu ermüdet, und kann nicht schreiben."

„Ich werde mit Euer Majestät Erlaubniß den Gegenbefehl aufsetzen."

„Thut es."

Dietrichstein stellte sich den Sessel zurecht und schickte sich an, Schreiberdienste zu verrichten.

Der Kaiser unterbrach ihn: „Sollte ich nicht lieber um die Erzherzoge senden; es wäre vielleicht die sicherste und zugleich bequemste Art, sie dem Verhaftsbefehl zu entziehen."

Dietrichstein sprang vom Stuhle auf: „Nein, Euer Majestät, nein, das hieße die Großmuth bis zur Verderblichkeit steigern."

Die Kaiserin Anna drückte dem Cardinal, den sie immer für einen Anhänger Ferdinands gehalten hatte, das erste Mal in ihrem Leben die Hand.

„Nein, Euer Majestät," fuhr der Cardinal fort, „Nein, Euer Majestät. Die Unüberlegten sollen zur Strafe mindestens einige Wochen Euren Anblick entbehren; sie sollen den gerechten Unmuth Euer Majestät fühlen, sie sollen das Hoflager meiden." Kaiser und Kaiserin waren über diese Sprache des Cardinals, welcher für steierisch gesinnt galt, erstaunt, und Mathias reichte ihm die Hand zum Kusse dar, die der Kirchenfürst inbrünstig an seine Lippen drückte.

In der Wahrheit hatte Dietrichstein Alles erlangt, was er für die Erzherzoge hoffen zu dürfen glaubte, und fast zu viel; denn die vollständige Aussöhnung konnte er aus Rücksichten für Rom nicht zugeben, da ja doch in der Person Khlesl's ein Cardinal beleidigt worden war,

und der päpstliche Stuhl in diesem Vorfall eine günstige Gelegenheit finden konnte, sich Ferdinand freundlich zu erzeigen. Trat die vollkommene Aussöhnung mit dem Kaiser früher ein, so entging Rom diese kostbare Gelegenheit. Diese Gedanken bestimmten den Cardinal, zu der Kaiserin gewandt beizufügen: „Gestatten mir Euer Majestät zu erinnern, daß in dem Kaiser auch die Kaiserin beleidigt wurde, und daß es ziemlich sein dürfte, dies die Erzherzoge fühlen zu lassen."

Die Kaiserin winkte ihm Beifall zu; Mathias schwieg und ließ den Cardinal gewähren.

Dieser faßte den Gegenbefehl ab und legte ihn dem Kaiser zur Unterschrift vor.

Nachdem ihn der Kaiser mit seinem Namenszuge versehen hatte, drückte Dietrichstein das kaiserliche Siegel bei, faltete die Schrift zusammen und schickte sich zum Gehen an.

XXXI. Capitel.

Eine Hausdurchsuchung.

Nächst dem Stubenthore, das seinen Namen entweder von den in dieser Gegend gelegenen Bädern, oder auch von der alten Familie der Stubenberge, die hier einen Palast besaßen, empfangen hat, zieht sich ein altes, grau aussehendes Gebäude längs der Bastei hin, das seinen Abschluß in einer ziemlich geräumigen Kirche findet. Dieses Gebäude steht noch und ist demselben Zweck gewidmet, den es zur Zeit unserer Erzählung erfüllte. Es ist dies das Dominicaner-Kloster.

Der Eingang in den Convent befand sich wie heute noch von Seite der Stadt. Gleich oberhalb der ersten zwölf Stufen schloß ein eisernes Gitter den Zutritt ab; dieses massive, die ganze Breite der Stiege einnehmende Gitter bildete die Clausur, welche jedem Laien zu über-

schreiten versagt war. Nicht einmal eine Glocke fand sich angebracht, um sich den Bewohnern dieses Hauses verständlich zu machen.

Es war an dem Tage nach der Wegführung Khlesl's, die Mönche saßen, eben aus der Klosterkirche zurückgekehrt, bei dem gemeinsamen Frühmahl, als der Bruder Pförtner in das Refectorium mit der Meldung hereinstürzte, die Stadtguardia halte vor dem Klosterthore und ein Herr vom Hofe sei seit einer Viertelstunde beschäftigt, irgend ein Schloß an dem Gitter zu entdecken. Zur Bestätigung des Berichtes hörte man wirklich ein Geräusch, als ob Eisenstäbe gerüttelt würden; in dieses Geräusch mischte sich der Lärm mehrer Stimmen.

Der zu oberst der Tafel sitzende Prior des Klosters, ein wohlgenährter, dicker Mann, dessen stark geröthetes Gesicht gleichwohl Intelligenz und Willenskraft ausdrückte, erhob sich augenblicklich und eilte, von dem Bruder Pförtner gefolgt, aus dem Refectorium.

Auf dem Wege durch den langen Corridor, der zwischen den Zellen fortläuft, hielt der Prior bei einem an der Wand gemalten Madonnenbild, vor dem ein Betschemel stand, an, kniete nieder und bedeutete dem Pförtner, voranzugehen. Prior Hutner, der seine Morgenandacht längst verrichtet hatte, that dies weniger aus religiösem Eifer, als um alle Möglichkeiten zu überblicken, welche Anlaß zu diesem sonderbaren Vorgang geben konnten.

Prior Hutner hatte sich, so viel er wußte, nichts vorzuwerfen; er und sein Kloster standen mit allen geistlichen oder weltlichen Gewalten auf gutem Fuße; ja, der allgewaltige Minister war sogar sein besonderer Freund.

Er konnte sich daher beruhigen; durch diese Betrachtung etwas erleichtert, stand der Prior auf und eilte an's Gitter.

Die erste Person, die er dort erblickte, war der Hofbaumeister Effenberger, welchen man der Commission zugetheilt hatte, um ihr in der Orientirung beizustehen und allfällige Hindernisse beseitigen zu helfen.

Herr Effenberger war auch derjenige, der bisher, wenn auch nutzlos an den Gitterstäben gerüttelt hatte; er sagte beim Anblick des Priors von seinen Anstrengungen noch ganz außer Athem: „Es ist Zeit, hochwürdiger Herr, daß Ihr einmal kommt; denn die verfluchten Eisenstäbe geben doch nicht nach."

Der Prior würdigte den Sprecher keiner Antwort und wandte sich an einen noch ziemlich jungen in Sammet gekleideten Cavalier, der an der Spitze der Commission zu stehen schien.

Dieser junge Herr war sorgfältig gekleidet, trug eine schwere goldene Kette um den Hals und einen spanischen Degen an der Seite. Der geistvolle Kopf saß auf einem langen und dünnen Hals, der wieder aus einer mächtigen Halskrause hervorragte. Das an sich untadelhafte Gesicht

trug trotz der Jugend Spuren von Abgelebtheit; die grauen, fast durchsichtigen Augen hatten etwas vom Blick des Tigers an sich, während ein weicher Zug um Mund und Nase anzeigte, daß Wollust nicht die letzte Eigenschaft im Charakter ihres Eigenthümers war. Die gerade vorspringende Nase und die aufgeworfenen Lippen vervollständigten das Gemälde, indem sie der durch den Blick angekündigten Härte den Begriff von Stolz und Hochmuth beigesellte.

Der Prior redete den Cavalier an und fragte, was sein Begehr sei.

Der Cavalier reichte statt aller Antwort dem Prior zwischen den Eisenstäben durch eine kleine Pergamentrolle, die mit dem Siegel der Erzherzoge Max und Ferdinand versehen war.

Als der Prior das Siegel erblickte, nickte er mit dem Kopf und warf die Lippen auf, als wollte er sagen: „Ah, bläst der Wind von dieser Seite?“ dann las er die Schrift durch, welche den Herrn Karl Grafen von Liechtenstein mit der Hausuchung des Dominicaner-Klosters beauftragte; der Prior sah sich verwundert um und machte Miene, das Document zurückzustellen.

Liechtenstein, welcher nichts Anderes vermuthet hatte, als daß sich die Clausur vor dem erzherzoglichen Befehl sogleich öffnen würde, sagte, indem er mit der Hand vornehm winkte: „Behaltet nur, und öffnet!“

Der Prior wandte sich aber, als ob gar nichts vorgefallen wäre, an den neben ihm stehenden Pförtner, indem er laut, so daß es die außerhalb des Gitters Stehenden deutlich vernehmen konnten, sagte:

„In der Abfassung dieses Documentes hat sich ein kleiner Fehler eingeschlichen, der mich aus Gehorsam gegen meine geistlichen Oberen, so leid es mir thut, hindert, diesem würdigen Herrn das Kloster zu öffnen.“ — Nachdem er dies gesagt hatte, verbeugte er sich artig vor den außerhalb des Gitters Harrenden und machte Miene, zurückzukehren.

Da rief ihm Liechtenstein ungeduldig zu: „Was soll das heißen, Herr Prior und von welchem Fehler sprecht Ihr?“

„Ach mein Gott,“ erwiederte Hutner mit der gleichgültigsten Miene der Welt, „es handelt sich nur um den unbedeutenden Umstand, daß der Befehl nicht vom Klosterrathe unterzeichnet ist.“

Liechtenstein erblaßte vor Zorn und sprach, denselben mühsam unterdrückend: „Ihr seht ja die Siegel der Erzherzoge und werdet doch einer solchen Kleinigkeit, einer bloßen Form willen, nicht eben so unnützen als gefährlichen Widerstand leisten.“

Der Prior entgegnete lächelnd: „Ich bin der arme Vorstand dieses Klosters und habe davon mehr Verantwortlichkeit als Nutzen; wollt Ihr, daß ich mit mei-

ner geistlichen Behörde eben einer solchen Kleinigkeit willen zerfallen soll? Der Klosterrath versteht keinen Spaß und würde mir Zeitlebens nicht verzeihen, daß ich es an dem schuldigen Respect fehlen ließ. Nein, Herr Graf, ich kann mit dem besten Willen nicht freiwillig öffnen. Aber ich weiß ein gutes Auskunftsmittel."

„Sagt schnell, welches ist es?"

„Laßt das Gitter sprengen."

Der Graf sah den Prior verdutzt an und erwiederte: „Ihr willigt ein?"

„Ah, das sage ich nicht, ganz im Gegentheil würde ich meinen ganzen Abscheu in Gegenwart aller Conventualen gegen solche tempelschänderische Gewaltthat ausdrücken und feierlichst gegen solchen gottlosen Angriff protestiren; aber es ist das einzige Mittel, um hier herein zu kommen."

„So gebt doch in allen drei Teufels-Namen der Vernunft Gehör."

Der Prior bekreuzte sich bei diesem Fluch und bemerkte, ohne eine Miene zu verziehen, in aller Herzenseinfalt: „Man sieht, daß Euere Gnaden sich noch nicht lange in dem Schooß der allein seligmachenden Kirche befinden und daß die Segnungen derselben noch nicht Zeit hatten, die mit Recht erwarteten Früchte zu bringen."

Graf Liechtenstein wurde bleich wie die Mauer. Der Graf, welcher erst vor Kurzem zur katholischen Kirche

zurückgetreten war, haßte nämlich nichts mehr, als an die protestantischen Gesinnungen seiner frühern Jugend erinnert zu werden. Doch faßte er sich schnell und sagte: „Ich sehe, Ihr seid ein Dickkopf, gebt!“ und streckte hiemit die Hand nach der Pergamentrolle aus, welche der Prior noch immer in der Hand hielt.

Der Prior antwortete aber: „Nicht doch, ich habe mich nun eines Besseren besonnen, Ihr könntet sagen, daß ich den Befehl der durchlauchtigsten Erzherzoge nicht mit schuldiger Devotion aufgenommen hätte. Ich behalte die Schrift und will sie dem Gedenkbuch des Klosters beifügen, das die Namen aller Wohlthäter und Beschützer unseres armen Klosters enthält.“

Der Graf zitterte vor Wuth. — „Nun so habt Euren Willen, merkt Euch aber dies, wenn ich wiederkehre und Ihr zaudert einen Augenblick, so will ich Euch beim Blute Christi an den Hörnern des Altares hängen lassen.“

Der Prior zuckte die Achseln und erwiederte ruhig: „Ganz nach Gottes Willen, aber noch ein Wort, Herr Graf.“

Liechtenstein, welcher glaubte, daß Hutner durch seine Drohung eingeschüchtert seinen Entschluß geändert habe, hielt sein Ohr gegen das Gitter.

Der Prior neigte sich vorwärts und sagte mit vollkommener Seelenruhe: „Ich möchte dem Herrn von Liechtenstein rathen, seine Worte besser abzumessen, denn in der

katholischen Kirche pflegt man Geistliche nicht so mir und dir nichts zu hängen; ganz im Gegentheil könnte so eine Drohung zu unangenehmen Verwicklungen mit der römischen Curie Anlaß geben, und nun Adieu, mein gnädiger Herr von Liechtenstein."

Der Prior kehrte nach diesen Worten ohne sich auch nur einmal umzusehen, in das Innere des Klosters zurück. Graf Karl Liechtenstein blieb noch einen Augenblick mit zornfunkelnden Augen stehen, ballte dann die Faust und drohte dem Prior nach, indem er vor sich hinmurmelte, „wäre nur der Kerl von Zigeuner hier, daß er mir dieses Aas aus dem Weg räumte," dann schritt er, den langen Degen auf den Stufen mit Gepolter nachschleppend, die Stiege hinunter und zum Thore hinaus.

Auf die Frage des Hofbaumeisters, ob die Commission beendet sei, antwortete der Graf mit einem: „Scher' Er sich zum Teufel."

Effenberger ballte nun auch die Faust, aber im Sacke, und brachte es in seinem Zorn so weit zu sagen: „Danke, danke!" und entfernte sich.

Die Stadtguardia, welcher man vergessen hatte, ein Zeichen zum Rückzug zu geben, blieb bis Mittags an derselben Stelle. Als der ehrliche Prior hörte, daß die guten Leute noch immer vor dem Thore standen, sagte er zu seinen Mönchen: „Ha ha, die warten auf die Klostersuppe."

Nach wenigen Minuten konnte man die Klosterknechte sehen, wie sie einige ungeheure Zuber mit Fleisch und Gemüse aus dem Kloster schleppten. Der Pater Kellermeister fügte dem Allen noch einige Krüge Wein hinzu.

Die Gardisten ließen das Kloster hoch leben.

Als der Prior dies Geschrei hörte, ließ er das erst noch fest verschlossene Gitter öffnen und schritt zu den Bewaffneten hinab. Der Erste, an den er sich wandte, war ein alter Haudegen mit langem bis an das Knie reichenden grauen Bart, welcher die Abtheilung commandirte. Der Prior sagte, indem er dem Kriegsmann freundlich auf die Schulter tippte: „Der Arme dem Armen“ und drückte ihm ein Silberstück in die Hand. Dann ging er zu seinen Leuten und gab jedem etwas Kupfermünze, stets denselben Spruch wiederholend; als er alle zwölf Mann beschenkt hatte, kehrte er zu dem Graubart zurück. Dieser fragte neugierig: „Seid doch wohl abgekommen Ehrwürden mit dem Hofherrn?“

„Auf das Beste.“

Konnt es wohl denken, weil sie uns nicht gebraucht haben?“

„Ja, wozu meint Ihr denn, mein Alter, daß sie Euch hätten brauchen sollen?“

„Ihr seht ja, daß zwei Mann meiner Truppen mit Haken versehen sind."

In der That bemerkte der Prior erst jetzt, daß zwei Stadtgardisten Haken trugen.

„Und wozu sollten die Haken dienen?"

„Wozu?" sagte der Graubart, „wozu anders, als Schränke einzuschlagen, wenn es nöthig gewesen wäre." Dabei machte der alte Soldat die Bewegung des Schlagens nach.

Der Prior stutzte und fragte:

„Ja, aber was für Schränke solltet Ihr denn einschlagen und warum?"

„Weiß nicht?"

Der Prior sann einen Augenblick nach und fragte dann auf's Neue, „aber habt Ihr denn keine Idee?"

„Ich habe nie Ideen."

„Warum nicht?"

„Weil ich stets thue, was man mir heißt, ohne mich einen Deut um was Anderes zu kümmern."

„Seltsamer Kauz!"

„Seltsam oder nicht, es ist mein Grundsatz keine Idee zu haben."

„Und weshalb das?"

„Weil Ideen für einen Soldaten oft eben so gefährlich sind als eine feindliche Kugel."

„Wie das?"

„Hm, Hm. Man hat es erlebt."

„Erzählt mir das."

„O die Geschichte ist ganz kurz."

„Also heraus damit."

„Kanntet Ihr den Obersten Grafen von Hardegg?"

„Hardegg — ja wohl, da ich seinem Vater das letzte Abendmahl reichte."

„Nun der Graf Hardegg war ein stattlicher Mann und guter Officier."

„Das war er."

„Nun gut, daß Ihr es wißt, dieser Graf Hardegg hatte so eine Idee."

„Und welche Idee, wenn man fragen darf?"

„Die Idee, sich und sein ganzes Regiment nicht erschießen zu lassen."

„Das war ja eine ganz gute Idee."

„Das glaubt Ihr?"

„Wie anders?"

„Ich sage Euch aber, es war für ihn die schlimmste Idee, die er haben konnte."

„Wie so?"

„Diese Idee kostete ihm den Kopf.

„Den Kopf?"

„Ja weil er hingerichtet wurde. Er hatte die Idee, die unhaltbare Festung Raab den Türken zu übergeben und uns freien Abzug zu bedingen."

„Und ist dies auch so geschehen?"

„Stünde ich sonst vor Euch?"

„Ah, Ihr waret bei der Besatzung?"

„Nur dem Grafen wurde dafür der Kopf abgeschlagen."

„Jetzt erinnere ich mich davon gehört zu haben."

„Was Ihr aber nicht wissen werdet, ist der Umstand, daß der Cardinal Khlesl über ihn das Urtheil sprechen ließ."

Der Prior schauderte: „Ihr sagt der Cardinal?"

„So ist es."

„Und wer sagte Euch das?"

„Wer es mir sagte, der Graf selbst, der weder den Cardinal noch sonst Jemand sein Leben lang beleidiget hatte. Aber Gott hat es gut gemacht."

„Und wie so hat es Gott gut gemacht?"

„Weil der Cardinal nun seinen Lohn hat."

Der Prior zuckte zusammen.

„Was sagt Ihr, der Cardinal habe seinen Lohn?"

„Ah, ich vergesse ganz, daß Ihr in den Klöstern wie in einem Kerker eingesperrt lebt. — Gestern haben sie den Khlesl in's Gefängniß geführt."

Der Prior zuckte abermals zusammen; das Blut strömte zu seinem Kopf und die Adern an seinen Schläfen pochten, als ob sie springen wollten.

Der alte Soldat fuhr fort: „Wahrscheinlich werden sie ihn eben so hinrichten, wie er einst dem Grafen Hardegg den Kopf abschlagen ließ.“

Der Prior sah wohl ein, daß die Befürchtungen oder vielmehr Hoffnungen des alten Mannes übertrieben waren, dennoch bemächtigte sich seiner eine unerklärliche Angst.

„Seht,“ sprach der Soldat weiter, „das kommt von den Ideen. Der Graf Hardegg hatte die Idee, sich und seine Leute erhalten zu wollen und der alte Cardinal meinte, daß es keinen Stärkeren gebe, als ihn selbst.“

Der Prior wußte genug und trug kein Verlangen, mit dem alten Manne fortzuplaudern. Er drückte ihm also die Hand und eilte spornstreichs nach dem Kloster.

Der Commandant der Stadtguardia blickte ihm eine Weile nach und murmelte dann: „Was mag doch den gutherzigen Mönch auf einmal angewandelt haben — doch nur keine Idee,“ dann commandirte er: „halb rechts abmarschirt“ und führte seine Truppe in ihre Behausung.

Hutner sagte sich, als er gedankenvoll in seinem weich gepolsterten Sorgenstuhl saß: „Nun weiß ich, was der gute Graf Liechtensteiu in diesem Kloster wollte, auch die Aexte der Stadtguardia sind keine Räthsel mehr. Was ich aber mit den Schriften meines bischöflichen Freundes beginnen soll, das ist es, was ich nicht weiß.

So viel ist sicher, den Herren bei Hof ist kein Winkel des ganzen Klosters unbekannt, sie haben die vollständigen Baupläne und ich möchte wetten, daß die mächtige Rolle, welche aus dem Rock des Bauverständigen hervorguckte, nichts anders als der Bauplan des Klosters war. Laßt sehen, was zu thun; das einfachste wäre unstreitig, die ganze Truhe in's Feuer zu werfen. Die Asche ist verschwiegen. Wie aber, wenn Schuldurkunden, Quittungen, Verträge darunter wären? Mein Freund Khlesl ist nicht der Mann, eines Pfennings Verlust zu verschmerzen. Er würde mir keinen guten Blick mehr gönnen, wenn er auch nur um hundert Gulden käme, ja er wäre der Mann, sich den Schaden auf Kosten des armen Klosters ersetzen zu lassen. Aber man könnte nachsehen und die Papiere durchforschen, doch hat der argwöhnische Cardinal die Schlüssel der dreifachen Sperre und würde es nie vergeben, wenn seine Truhe gewaltsam erbrochen würde. —

Nun wir haben einige freie Tage vor uns und guter Rath kommt oft über Nacht.

Sehen wir, wie lange es dauern kann, bis der Graf wieder an unserer Pforte pocht." — Der Prior spannte die Finger seiner Hand auseinander und zählte: „Einen Tag braucht der Graf, um den Klosterrath von der Nothwendigkeit einer Haussuchung im Dominicaner-Kloster zu überzeugen, und daß er wenigstens einen

Tag dazu braucht, dafür werde ich sorgen.“ Hier bog der Prior einen Finger ein. — „Einen Tag nimmt die Versammlung des Rathes in Anspruch,“ — hier bog der geistliche Herr den zweiten Finger, „drei Tage und, wenn man es sehr beeilt, zwei Tage,“ hier wurden zwei Finger verkürzt, „bedarf die Kanzlei, um die paar Zeilen aufzusetzen und mit den nöthigen Unterschriften zu versehen, da hätten wir denn volle vier Tage vor uns. Vier Tage, ein langer Zeitraum für einen guten Einfall oder irgend einen geheimen Wink, — wir wollen warten.“

Bei diesem Entschluß blieb der würdige Dominicaner-Prior stehen und führte ihn auch thatsächlich aus.

XXXII. Capitel.

Hülfe in der Noth.

Als aber der vierte Tag graute und der gute Einfall, sowie der heimliche Wink sich nicht eingefunden hatte, zog der Klostervorstand die Stirne kraus und wurde, je weiter der Tag fortschritt, zusehends mürrischer und schweigsamer.

Der Wein im Glase stand unberührt, und die zarten Laibchen von Waizenbrot, die nur für die Person des Priors bestimmt waren, lagen unangetastet in einem Winkel des mächtigen Speisekorbes. Das Geschäft der Verdauung hatte unstreitig unter den Sorgen des guten Priors gelitten. —

Die Mittagsstunde rückte heran, und der würdige Herr fühlte weder Hunger noch Durst; man hätte den Prior in seiner weißen Kutte für ein Steinbild anse-

hen können, wenn er nicht von Zeit zu Zeit nach einem Tuch gegriffen, und sich den Schweiß von der Stirn gewischt hätte.

Endlich um die zwölfte Stunde, als sich der Prior eben anschicken wollte, in's Refectorium zu gehen, wurde ein fremder Herr gemeldet; des Priors erste Frage war: „Wie sieht er aus?"

Als ihm gesagt wurde, der Fremde sei in Cavalierstracht gekleidet, habe einen Degen an der Seite und ein mit weißen Federn verziertes Barett, da entfiel ihm der Muth gänzlich und er murmelte: „Das kann offenbar Niemand anderer als der Graf sein; sie haben unstreitig noch größere Eile, als ich vermuthete."

Prior Hutner ließ den Schließer augenblicklich zu sich entbieten und befahl ihm mit zaghafter Stimme, dem edlen Herrn draußen zu sagen, daß er, der Klostervorstand krank, ja auf den Tod krank darniederliege, dann eilte er in sein eigenes Cabinet, schob den Riegel vor, rückte die massive eisenbeschlagene Truhe des Cardinals mit unglaublicher Anstrengung unter dem Bette hervor, versuchte mit zitternder Hand einen Schlüssel um den andern, wiewohl vergebens.

Er war eben wieder niedergekniet, und hatte einen zweiten Bund Schlüssel der verschiedensten Dimensionen zur Hand genommen, als er unmittelbar vor der Thür Stimmen hörte, die immer näher schollen. Hutner noch

immer auf den Knien, lehnte sich zurück, um so besser zu hören. Er unterschied deutlich die Stimme seines Pförtners, der auf das beharrlichste versicherte, daß sein Prior im Sterben liege; dann hörte er eine andere Stimme sagen: „Um so nothwendiger und schleuniger muß ich den Sterbenden sprechen."

Der Prior bekreuzte sich unwillkürlich und sagte zu sich selbst:

„Sind das verhärtete Menschen, eines Sterbenden schonen sie nicht einmal; wenn es dem unglückseligen Pförtner einfiele zu sagen, daß ich schon todt sei, vielleicht schreckte die Scheu vor dem Tod jene Bösewichter zurück!"

In der That, hörte er den Pförtner in demselben Augenblicke sagen, als ob er seinen Obern hätte verstehen können: „Während wir hier reden, ist mein armer Herr gewiß schon todt, und zu den Heiligen Gottes versammelt worden."

Der Fremde stieß als Erwiederung den armen Mönch von der Thür weg, vor welcher er stand, und rief: „Wenn der Teufel Deinen Herrn geholt hat, so ist es noch nicht die Folge, daß er Euch Alle holen muß, und wenn die Hofherren die Kiste mit den Papieren des Cardinals bei Euch finden, so versichere ich, wird er Euch holen."

Als der Prior diese Worte hörte, sprang er wie umgewandelt auf, schob den Riegel weg und schaute halb ängstlich, halb erwartungsvoll auf den Mann, der diese entsetzlichen und doch so trostreichen Worte geredet hatte.

Die Erkennung war nicht geeignet das Staunen zu vermindern.

Der fremde Cavalier war zwar nicht der stolze Graf von Liechtenstein, wie Prior Hutner Anfangs gefürchtet hatte; es war aber der calvinisch gesinnte Baron Tschernembl, zu dem sich der sorgenvolle Klostervorstand nicht viel Besseres versah.

Hutner schwankte einen Augenblick über die Partie, die er ergreifen sollte; endlich wählte er den bequemen Mittelweg, sich durch das Benehmen des Freiherrn bestimmen zu lassen.

Der Prior redete daher den Freiherrn nicht ohne Selbstgefühl an und drückte die Verwunderung aus, ihn, den Ketzer, innerhalb der Clausur eines katholischen Klosters zu sehen.

Der Baron zuckte die Achseln und sagte, als ob er es gar nicht der Mühe werth hielte, die Anrede des Priors zu beantworten: „Hier ist der Siegelring des Cardinals; bei diesen Worten zog er denselben aus einen ledernen Beutel hervor.

Prior Hutner blickte den Freiherrn scharf und nicht ohne Beimischung von Argwohn an und sagte:

„Der gnädigen Eminenz wird doch kein Unglück zugestoßen sein."

„Unglück, wenn Ihr es Unglück nennt, vom ersten Mann des Reiches zu einem armen Gefangenen degradirt zu werden, dann ja; wenn Euch dagegen nur der Tod als Unglück gilt; dann nein. —"

Die Neugierde gewann bei dem würdigen Prior die Oberhand über die eigene Gefahr, in der er noch schwebte, er erwiederte deshalb: „Ihr scheint über das Schicksal des hohen Kirchenfürsten wohl unterrichtet zu sein, und könnet glauben, daß dieses Convent des erhabenen Cardinals, seines Protectors nie vergessen wird. Ich bitte Euch darum, erzählt, was Ihr wißt."

Tschernembl begnügte sich mit dem ihm eigenthümlichen Sarcasmus ohne Umstände zu erwiedern: „Der verhaftete Cardinal hat seine wichtigsten und geheimsten Documente einem gewissen Dominicaner-Prior Hutner, welcher der Vertraute aller seiner Gedanken war, zur Aufbewahrung übergeben; von diesen Documenten versprechen sich die Feinde des Cardinals unbezahlbare Aufschlüsse über seine Verhandlungen mit den ketzerischen Ständen, mit den Feinden des Erzhauses Oesterreichs, mit Frankreich, dem Bethlen Gabor und dem Großtürken selbst.

Die Feinde des Cardinals, welche zugleich ein Bischen die Gegner des Priors Hutners sind, werden dem Gra-

fen von Liechtenstein das goldene Vließ entgegentragen, wenn er ihnen die handschriftlichen Beweise des Hochverrathes Sr. Eminenz des Cardinals bringt."

Hutner, welcher bei dieser Rede zusammenschauderte, fragte nun mit flehentlicher Geberde: „Was thun?"

„Jetzt seid Ihr auf dem rechten Weg und der Cardinal hat gerade ebenso gedacht, und hier der Beweis davon." Tschernembl wies dem Prior den Zettel, welcher die Aufforderung ertheilte, die Schriften zu verbrennen, und einen Schlüssel.

Als Hutner den Zettel gelesen hatte, sagte er lachend? „Hat Se. Eminenz nicht teufelsmäßige Angst gehabt, als sie diese Worte schrieb?"

„Ohne Zweifel, aber weshalb dies?"

„Weil sich die Eminenz sonst wohl begnügt haben würde, das Verbrennungsgebot auf die absolut gefährlichen Staatsschriften zu beschränken."

Tschernembl antwortete lächelnd: „Darin mögt Ihr Recht haben, übrigens wird es Euch der Cardinal Dank wissen, wenn Ihr seinen Auftrag nicht allzubuchstäblich erfüllt!"

„Nun so laßt uns handeln," der Prior versuchte den Schlüssel, das Schloß gab nach und die Truhe sprang auf.

Zu oberst lagen einige abgetragene Kleidungsstücke Ihrer Eminenz; dann folgten einige sorgfältig verwahrte Kirchen-Paramente, die von Silber und Gold strotz-

ten; dann stieß der Prior auf ein Kästchen, das auf einen Druck nachgab, die Feder sprang auf und enthüllte mehrere Fächer, welche mit Schmuckgegenständen angefüllt waren.

Im ersten Fache lag ein goldenes Kreuz, dessen Mitte ein großer Amethyst schmückte; neben dem Kreuze befand sich eine schwere goldene Kette, die ebenso schwer als geschmacklos war; ein Ring so weit und so groß, daß kein menschlicher Finger ihn ausfüllen zu können schien, lag in einer Ecke und barg einen blitzenden Diamant, das Geschenk jenes türkischen Großveziers, der gleich dem Cabinets-Direktor Khlesl, der Sohn eines Bäckers war.

Im zweiten Fache befand sich ein Dorn, vorgeblich aus der Krone Christi, mit Diamanten eingefaßt und mit einer päpstlichen unter dem Fischerring besiegelten Beglaubigungsschreiben versehen; neben dem Dorn Christi lag ein Splitter von dem Kreuze des Erlösers mit echten Perlen und Rubinen besetzt.

Als der Freiherr seine Bewunderung des reichen Schmuckes mehr noch durch Mienen als Worte ausdrückte, sagte der Prior, indem er sich an Tschernembl wandte: „Das sind Kleinigkeiten und nichts als Kleinigkeiten im Vergleich zu den Kleinodien, die Ihr noch zu Gesicht bekommen werdet, seid so gut und helft mir diesen Pack hervorziehen.

In der That machte der Prior große Anstrengung, ein abgesondertes sorgfältig eingehülltes Bündel aus der Truhe zu heben, ohne daß es ihm bis zu diesem Augenblick gelingen mochte. Erst die vereinigte Anstrengung des calvinischen Barons und des Dominicaner-Priors reichten hin, den schweren Pack los zu bringen.

Als der Prior die Riemen durchschnitten hatte, mit welchen das Bündel zugeschnürt war, bot sich Tschernembl ein überraschender Anblick dar. Zwei schwere mit Edelsteinen verzierte Krummstäbe aus gediegenem Silber bildeten die Hauptmasse; eine goldene Trinkschale, ein Kelch aus feinstem Waschgold, das der Donau entschlemmt wurde, ein silbernes Crucifix, zwei schöne Leuchter von demselben Metall und eine Monstranze, deren Strahlen aus Gold gebildet und mit schimmernden Juwelen geziert waren, lagen wohl eingeschachtelt rings herum.

Der Prior blickte den Baron fragend an.

Tschernembl schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Glaubt Ihr, daß mich diese Raritäten-Sammlung, Wunder nimmt? da müßte ich unsern alten Herrn nicht so genau kennen, als ich ihn kenne; übrigens sind dies nur Kleinigkeiten und nichts als Kleinigkeiten im Vergleich mit den Papieren, die Ihr zu Gesicht bekommen werdet."

Der Prior nickte mit dem Kopfe, als wenn er sagen wollte, das wissen wir ohnedies. Tschernembl, welcher

den Gedankengang des Mönches zu errathen glaubte, setzte zweifelhaft hinzu: „Und kennt Ihr Alles ohne Ausnahme?“

„Das will ich meinen.“

„Die Hausſätze auf Neuſtadt?“

„Auch die Hausſätze.“

„Und die Schuldverſchreibungen der Wiener Bürger?“

„Auch die Schuldverſchreibungen.“

„Und die Hofkammer-Obligationen?“

„Auch dieſe.“

„Da kennt Ihr allerdings ſehr viel.“

„Alles, Alles,“ erwiederte Hutner mit dem Stolz, das unbegränzte Vertrauen des Principal-Miniſters genoſſen zu haben.

„Ach, dann wißt Ihr unſtreitig auch um die venetianiſche Donation?“

„Was ſagt Ihr?“

„Nun die Schenkung von einer Million.“

„Million?“

„Ja einer Million Ducaten.“

Der Prior ſtierte den Freiherrn mit großen Augen an, endlich ſagte er mit ungläubigem Lächeln: — „Davon habe ich nie gehört.“

„Aber ich.“

„Ihr täuſcht Euch.“

„Nicht im Geringsten."

„Was sagtet Ihr? — Einer Million?"

„Nun wie oft soll ich es wiederholen, einer Million Ducaten, welche die Republik dem armen Cardinal als eine kleine Gratification verehrte."

„Und wußte der" — hier lispelte der Prior, als ob er fürchtete, daß die Mauern seines Klosters Ohren hätten, „und wußte der Kaiser davon?"

Tschernembl drehte sich auf dem Absatz seines Stiefels herum und sagte eben so leise, „glaube nicht, sonst würde die Verschreibung nicht hier, sondern im kaiserlichen Archiv ruhen."

„Und Ihr meint, daß sich diese Verschreibung hier in dieser Truhe befindet?" fragte der Prior blasser als die Wand.

„Ich glaube nicht nur, ich weiß es."

„Und wenn nun der Graf von Liechtenstein mit seinen Häschern über diese Verschreibung gekommen wäre?"

„Nun, dann wäre es einfach dem Cardinal und seinen Freunden an den Kopf gegangen."

„Auch seinen Freunden?"

„Ganz gewiß!"

„Warum glaubt Ihr dies?"

„Ei, kennt Ihr denn nicht das Sprichwort, daß der Hehler um nichts besser ist als der Stehler?"

„Ihr wolltet doch damit nicht sagen . . . ?"

„Daß Ihr nichts besser seid, als der Cardinal? Nein, das will ich auch nicht sagen, denn ich halte Euch, meiner Treu, für besser, was noch immer nicht viel heißen will; aber dieses mein persönliches Dafürhalten dürfte von den Erzherzogen nicht getheilt werden und auf mich, einen armen calvinistischen Edelmann, kommt es wohl am wenigsten an.“

„So hätte mich denn mein hochverehrter Gönner in wahrhaftige Lebensgefahr versetzt?“

„So scheint es?“

„War das aber von ihm recht und billig?“

„Ei, davon nachher; jetzt suchen wir nach der Urkunde.“

Der Prior, dem der Schweiß in hellen Perlen über die brennenden Wangen rann, unterzog sich einer neuen Anstrengung, indem er einen ungeheuren Actenconvolut aus der Tiefe des Koffers hervorhob.

Tschernembl las die Ueberschrift, welche von Khlesl's eigener Hand über den Einband mit steifen lateinischen Schriftzügen angebracht war.

Er hatte die geheime Privatcorrespondenz des Cardinals mit dem türkischen Großvezier, welche nicht einmal durch die Hände des österreichischen Internuntius ging, vor sich.

Der Freiherr schüttelte den Kopf, indem er bemerkte, daß dieser Briefwechsel den beiden Bäckerssöhnen gewiß

von vorzüglichem Intereſſe, aber für den Augenblick ohne Nutzen ſei.

Der Prior bückte ſich abermals und brachte ein kleineres Packet hervor; auf dem Umſchlage ſtanden die Worte: „Die Kloſterfrauen zur Himmelpforte betreffend.“ Diesmal konnte ſich der würdige Prior nicht enthalten auszurufen: „Der Teufel hole die Kloſterfrauen!“

Nun langte Tſchernembl in das Behältniß und holte einen Bündel Schriften hervor, die ſich ſogleich als venetianiſche Staatsſchriften auswieſen.

Der Prior ſchien den Inhalt mit den Augen verſchlingen zu wollen. Glücklicherweiſe deuteten Randgloſſen von Khleſl's eigener Hand den Inhalt mit Genauigkeit an. Das ziemlich magere Bündel war ſchnell durchblättert, ohne daß ſich die Spur einer Schenkungsurkunde vorfand.

Der Prior tauchte noch einige Male in den tiefen Koffer nieder und holte ſo nach und nach ſämmtliche beſchriebene Papiere aus dem Grunde der Truhe herauf.

Ein von Khleſl ſelbſt angefertigtes Verzeichniß benachrichtigte die beiden Männer, daß ſich die wichtigſten Vermögens-Documente des Cardinals in den Händen Breuner's ſelbſt befänden. Der Prior ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief ein über das andere Mal: „Daß Gott erbarme, der alte Herr hat den Verſtand verloren! Seinem Todfeind das Meſſer in die Hand

zu geben, das kann nur ein Wahnsinniger, ein völlig Rasender thun!"

Tschernembl, der einen Augenblick nachgedacht hatte, fragte: „Wann hat der Cardinal das letzte Mal etwas aus der Truhe genommen?"

„Noch etliche Stunden vor dem Unglückstag."

Es fing an in dem Kopfe des Freiherrn zu tagen; er errieth.

Khlesl hatte in Besorgniß einer protestantischen Verschwörung seine Papiere sorgfältig zusammengefaltet und mit passenden Ueberschriften versehen, in das Bureau des Finanzdirectors bringen lassen.

Khlesl kannte die Menschen gut genug, um trotz seines Widerwillens gegen Breuner recht wohl zu wissen, daß der Letztere sich eher in Stücke hauen, als fremdes Eigenthum verletzen lassen würde.

Tschernembl entgegnete deshalb dem verwunderten Mönch: „Was macht Ihr doch für Lärmens daraus, daß die Eminenz ihr Vermögen eben für so ungefährdet in Breuner's als in Euren Händen hielt und hatte er am Ende, frage ich, auch nicht Recht?"

„Wird man eine Hausuntersuchung bei Breuner anstellen?"

„Nein!"

„Aber bei Euch hat man sie angestellt und wird sie anstellen."

„Leider Gott!“

„Nun hatte der alte Herr noch Unrecht?“

„Aber die Million Ducaten?“

„O die wird er sich gehütet haben, in Breuner's Hände zu geben.“

„Ihr glaubt also, daß sie da sind?“

„Allerdings.“

„Aber wo sind sie?“

„Bin ich allwissend?“

„Wenn sie aber jemand Anderer fände?“

„So laßt uns in Gottes Namen noch einmal suchen.“

Tschernembl und der Prior stürzten und wendeten die eisenbeschlagene Truhe, ließen kein Fleckchen Papier und keine Tasche ununtersucht — nirgends eine Spur der besprochenen Verschreibung.

Plötzlich warf der Prior einen triumphirenden Blick auf den Baron, schlug sich gleichzeitig an die Stirn und sagte: „Habe ich nicht gleich anfänglich an dem Dasein einer Schenkung gezweifelt, habe ich Euch nicht gleich gesagt, daß ich davon wissen müßte und dennoch nichts weiß, wäre die Annahme einer so ungeheuren Summe nicht ein Verbrechen, so eine Kleinigkeit, die sich wie Landesverrath und Bestechung ansieht? wäre der Biedermann, der Erzbischof, der Cardinal, der alte ehrliche Khlesl einer solchen Handlung fähig?

Der Cardinal, sagte ich mir, ist ein karger, beinahe filziger Mann, der Cardinal ist ein Mann, der das Geld liebt, der Cardinal ist aber auch ein gescheidter Mann, und gescheidte Männer thun nichts, das sie in Schande und Schaden bringen könnte.

Ich will gern glauben, daß Ihr der Million nicht erwähntet, um mir Angst einzuflößen, aber Ihr seid unstreitig getäuscht, schändlich betrogen worden."

Tschernembl fing die Geduld zu verlassen an; er sagte deshalb in gemessenem Tone: „Abgesehen davon, daß ich mich vor Euch, mein lieber Prior, nicht zu verantworten habe, und wie Ihr wohl einseht, aus gutem Herzen gekommen bin, um Euch und Euren Herrn einer großen Verlegenheit zu entreißen, so widerrathe ich Euch, künftig ein Cavalierswort nicht leichtsinnig zu bezweifeln; hättet Ihr statt Eurer albernen Schlußfolgerung lieber gefragt: ‚Woher wißt Ihr dies?' oder ‚welche Beweise davon habt Ihr?' so würde ich Euch geantwortet haben: Von wem ich es weiß?' Zuerst von Sr. Excellenz dem Gonfaloniere der venetianischen Truppen und dann von Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal selbst. Welche Beweise ich habe? Die Abschrift der Schenkungsurkunde, wenn beliebt, wie sie zu Wienerisch-Neustadt ausgestellt wurde."

Prior Hutner war vor Staunen fast außer sich; er blickte den Freiherrn ängstlich an.

Tschernembl gestand, daß er zwar um das Vorhandensein der Schenkung wisse, nicht aber, was daraus geworden sei.

Der Prior machte nun auf des Freiherrn Betrieb im Kamin Feuer an, dann warf Tschernembl einen Actenbündel um den andern in die Glut; der Prior seufzte.

Als die Papiere verbrannt waren, legte Hutner alle unverdächtigen Gegenstände wieder an ihren Platz. Als er an das Schmuckkästchen kam, wollte er es entfernen: Tschernembl hielt ihn aber am Arm und fragte um sein Beginnen.

Hutner gab zur Antwort: „Soll ich diese Kleinodien den Feinden des Cardinals überliefern?"

„Ei freilich."

„Wie so freilich?"

„Was hat denn Daniel mit dem Drachen gethan?"

„Was gehört das hieher?"

„O es gehört bei Weitem mehr hieher, als Ihr glaubt. Er hat dem Drachen Harzkuchen vorgeworfen, und der Drache?"

„Der ist davon gestorben."

„Nun begreift Ihr?"

„Nicht im Mindesten."

„Ich hörte immer, daß Ihr ein feiner Kopf seid, und Ihr errathet nicht? Das Gerümpel von Kreuzen,

Krummstäben, Ringen und Kelchen, das ist der Harzkuchen dieses alten Daniel, des Cardinals Khlesl. —

„Laßt uns diese Siebensächelchen den Feinden Sr. Eminenz vorwerfen. Ihm bleibt noch genug übrig."

Der Prior willigte ein und legte stöhnend das Kästchen und den Bündel zu den übrigen Habseligkeiten.

Als Alles an Ort und Stelle war, schickte sich der Prior an, die alten Kleider des Cardinals darüber zu breiten.

Tschernembl hinderte ihn daran, indem er jedes einzelne Kleidungsstück in die Hand nahm und mit äußerster Genauigkeit untersuchte. Aber es waren eben nur alte Röcke, in deren Taschen sich nicht einmal ein vergessenes Papierschnitzel befand.

Die Röcke waren nun über die Truhe gebreitet und es fehlte nur mehr ein verblichener altmodischer weitfaltiger Schlafrock, der als oberste Bedeckung der Truhe gedient hatte.

Der Prior wollte ihn ohne Anstand an seine frühere Stelle legen; Tschernembl aber nahm auch dies letzte Kleidungsstück zur Hand und durchsuchte die weiten und tiefen Säcke.

Als sich nichts als ein paar Brotkrumen vorfanden, stand er eben im Begriffe, das Kleidungsstück, indem er es umwandte, dem Prior zu reichen, als sich beim

Umwenden etwas hart anfühlte, hastig zog er den Schlafrock zurück.

Hutner sagte halb ärgerlich: — „Es ist doch umsonst, so gebt in Gottes Namen her," aber Tschernembl hatte, während der Prior diese Worte sagte, bereits eine verborgene Naht mit dem feinen Taschenmesser aufgetrennt; der Stoff knatterte unter der Hand des Freiherrn, welche sich tief zwischen das Futter und den Ueberzug hinabsenkte; nach einer Secunde tauchte die Hand wieder empor, sie hielt aber ein klein zusammengefaltetes Papier.

Es war die venetianische Schenkung.

Noch knisterte das Document im Kamin; noch glimmte ein und das andere Pergamentstück, als der Pförtner dem Prior den vom Klosterrath mit unterzeichneten Befehl zur Hausdurchsuchung einhändigte.

Der Prior stellte es in das Belieben des Freiherrn, ob er gehen oder bleiben wolle.

Tschernembl zog es vor, das Schauspiel mit anzusehen, das er sich von einem Streit der Mönche mit der Durchsuchungs-Commission versprach, zudem hoffte er, dem Prior durch seine Gegenwart Muth einzuflößen und im Widerstand zu bestärken.

Letzteres zeigte sich indessen als völlig überflüssig, denn der Prior, welcher wohl wußte, daß jede wirkliche

Gefahr beseitiget war, trug den Kopf höher als je zuvor.

Statt den Herren vom Hof entgegen zu gehen, zog er es vor, die Commission durch den Pater Hofmeister in seine Zimmer geleiten zu lassen, er selbst setzte sich seiner ganzen Breite nach in den ledergepolsterten Sessel, der vor dem Schreibkasten stand und bedeutete den Freiherrn mit einer Art von Vornehmheit, die mit der eben bewiesenen Demuth in sonderbarem Contrast stand, ihm gegenüber Platz zu nehmen..

Graf Carl Liechtensteiu, den es verdroß, daß der Prior es nicht der Mühe werth gehalten, ihm entgegen zu gehen, trat mit aufgesetztem Barett zur Thür hinein.

Bei seinem Eintritt erhob sich der Prior, stieß den Begleiter des Grafen an und deutete nach dem Kopfe, indem er ihm zulispelte: „Um Gottes willen erinnert den Grafen den Hut zu ziehen, da er sich nicht nur in geheiligter Stätte, sondern in Gegenwart von gesegneten Heiligenbildern befindet; was würde mein Gast, der calvinische Baron dazu denken, wenn sich ein so guter Katholik, wie Graf Liechtenstein, einen so großen Mangel an Ehrerbietung zu Schulden kommen ließe?"

Graf Liechtenstein, dem von dem halblaut geführten Gespräch kein Wort entgangen war, biß sich in die Lippen und zog gegen Tschernembl gewendet den Hut,

als ob er sagen wollte, daß er nur des Freiherrns willen den Hut lüfte.

Hierauf wandte er sich gegen Hutner und fragte in rauhem Tone: „Hat der Herr Prior den vom Klosterrathe mit unterfertigten Befehl gelesen?"

Hutner nickte bejahend.

„Und hat der Herr Prior nun nichts mehr zu erinnern, was den Vollzug der durchlauchtigsten Befehls verzögern könnte?"

Hutner schüttelte den Kopf.

„Wo sind die Euch anvertrauten Habseligkeiten des ehemaligen Cabinetsdirectors Khlesl?"

Hutner deutete auf die unter seinem Bette stehende Truhe.

Liechtenstein fuhr fort: „Laßt sie von Euren Leuten hervorschaffen."

Nun verließ den Klostervorstand, der lange an sich gehalten hatte, die Geduld und er sagte mit Donnerstimme, so daß seine Worte außen im Corridor gehört werden konnten: „Wer von meinen Leuten die Truhe berührt, ob Mönch oder Laienbruder, verläßt noch zu dieser Stunde dieses gebenedeite Haus; wir sind insgesammt unwürdige Diener Gottes, aber nicht der Menschen und am allerwenigsten Frohnboten der Gewalt."

Graf Liechtenstein wechselte die Farbe und that sich sichtbar Gewalt an, indem er mit gedämpfter Stimme

zum Bauinspector Effenberger gewandt sprach: „Wenn der Pater Prior seine Leute für zu gut hält, den Commissären der durchlauchtigsten Erzherzoge die ihrer Durchsuchung zugewiesenen Gegenstände zu übergeben, so müßt Ihr als ein Diener Sr. Majestät Euch dazu bequemen, sie hervor zu holen.

Effenberger blickte den Freiherrn mit einem um Mitleid flehenden Blick an, und versuchte es den Koffer von seinem Platz zu rücken, aber es fehlte ihm die Kraft des breitschultrigen Mönchs.

Als Graf Liechtenstein die erfolglosen Anstrengungen des Bauinspectors eine Weile zugesehen hatte, gab er einer Magistratsperson der gemeinen Stadt Wien, welche der Commission beigezogen war, ein Zeichen, Hand anzulegen.

Die Magistratsperson zeugte nicht geringe Lust, sich dem Befehl zu widersetzen und gesticulirte einige Augenblicke mit den Händen in der Luft herum; ein sachter Druck von der starken Faust des kaiserlichen Commissärs schnitt jede Einwendung ab, indem sie den Beamten in jene gebückte Stellung versetzte, welche das aufgetragene Geschäft in Anspruch nahm.

Beide Männer rückten endlich die Truhe, wie Liechtenstein befohlen, an's Fenster. Ehe er dieselbe mit dem ihm dargebotenen Schlüssel öffnete, begehrte

er, daß Jedermann bis auf die Mitglieder der Commission, das Zimmer verlasse.

Kaum hatte der Graf dieses Ansinnen gestellt, als der Prior mit blitzenden Augen vor ihn hintrat, und sagte: „Ich werde nur der materiellen Gewalt weichen, nie aber freiwillig meiner Zelle den Rücken kehren, das merkt Euch, Graf von Liechtenstein; muß ich aber gezwungen gehen, so ist mein erster Weg zum Cardinal Dietrichstein, der mich schützen wird, und mein zweiter zum päpstlichen Nuntius, der mich schützen muß. Wenn es Euch nun noch gefällig ist, so befehlt Eurem Bauinspector, dessen Eigenschaften, wie ich bemerke, vielfache Anwendung finden, sowie er Hand an diesen leblosen Gegenstand legte, mich zu ergreifen."

Graf Liechtenstein, in dessen ursprünglicher Absicht die gewaltsame Entfernung des Priors nie gelegen war, und welcher durch den gegebenen Befehl sich nur des calvinischen Freiherrn, den er nicht geradezu beleidigen mochte, entledigen wollte, erwiederte: „Nun so bleibt in Gottes Namen, wenn Ihr denn auf Euer Hausherrnrecht so große Stücke haltet, aber mein verehrter Standesgenosse wird es als ein in Geschäften viel gewandter Mann nicht übel deuten, wenn ich ihn ersuche, auf wenige Augenblicke das Zimmer zu verlassen."

Tschernembl war im Begriff, dem Wunsch des

Grafen Folge zu leisten, als ihn Hutner am Arm faßte und zurief:

„Freiherr, Ihr bleibt, falls Ihr nicht durchaus dieses Zimmer verlassen wollt. Hier habe ich zu befehlen und niemand Anderer; der Graf Liechtenstein möge aber zusehen, daß er das Gastrecht nicht mißbraucht, denn dieses arme Kloster hat auch Gefänguisse und feste Gewölbe, welche sich Jenen öffnen, welche die Statuten unseres heiligen Ordens antasten oder die gegen die einem geweihten Priester schuldige Achtung verstoßen."

„Liechtenstein hob den Finger zur Drohung und sagte: „Es sei, Herr von Tschernembl mag bleiben, falls er es nicht vorzieht, freiwillig dies Gemach zu verlassen, aber Euch sage ich, mein bester Mann, daß Ihr am längsten Prior gewesen und sollte mein reines Wappenschild darüber zerbrechen."

Hutner erwiderte: „Zerbrecht es."

„Seid Ihr Eurer Sache so gewiß?"

„Meine Sache ist nicht die des Dominicaner-Priors Hutner, sondern die Sache der ganzen Geistlichkeit, die Sache aller Prälaten, die Sache Roms und Rom ist denn doch noch mächtiger, sollte ich denken, als Graf Karl Liechtenstein, der freilich in solchen Dingen ein Neuling ist."

„Und gerade mein Herr, der durchlauchtigste Erzherzog Ferdinand, ist ein Liebling des Papstes."

„Das wird Se. Heiligkeit nicht hindern, dem Dominicaner gerecht zu werden."

„Genug des Streites, bleibt oder geht und thut was Ihr wollt, laßt uns jetzt unseres Amtes walten."

Der Bauinspector und die Magistratsperson hatten während des Gezänkes die Truhe abgedeckt und die zahlreichen Actenbündel auf den langen Eichtisch des Priors ausgebreitet.

Graf Carl Liechtenstein öffnete hastig eines um das Andere, fand aber seine Neugierde in sehr geringem Grade befriedigt. Es waren hauptsächlich Angelegenheiten der Seelsorge, welche die vorgelegten Papiere betrafen.

Der Graf hatte nur mehr wenige Actenstücke vor sich liegen. Ihr Inhalt mußte dem Leser geringes Interesse einflößen, denn er blickte sie nur mit halbem Auge an und legte sie bei Seite.

Als er zu dem letzten Convolut gekommen war, belebten sich mit einem Male seine Gesichtszüge; er richtete sich aus seiner nachläßigen Stellung auf und blätterte mit sichtbarer Erregtheit in den Actenstücken um.

Die aus wenigen Blättern bestehende Abhandlung trug die Aufschrift: „Vermögens-Ausweis Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofes von Wien Melchior Khlesl."

Die erste Seite war leer; die zweite enthielt ein langes Verzeichniß von Personen, die an den Cabinetsdirector Forderungen zu stellen hatten; das dritte Blatt specificirte diese Forderungen und das vierte enthielt ein ähnliches Verzeichniß von Schuldigern des Cardinals. An der obersten Stelle prangte der Name Sr. Majestät des römisch-deutschen Kaisers Mathias, dem eine bedeutende Anzahl von Namen der hervorragendsten Edelleute folgte. Am Rand waren von Khlesl's eigener Hand Bemerkungen über die Einbringlichkeit der Schulden beigefügt.

Bei dem Namen Sr. Majestät standen die Worte, „ehrlich aber arm." Als Liechtenstein die Namen der Gläubiger rasch durchflog, röthete sich plötzlich sein Antlitz; er zog das Heft nahe an sich, als hätte er gefürchtet, daß Jemand außer ihm einen indiscreten Blick in dieses Verzeichniß werfen dürfte. Sein eigener Name stand mit rother Tinte unterstrichen in den steifen lateinischen Schriftzügen des Cardinals vor seinen Augen. Er las weiter und las die Worte: „Herrn Carl Grafen Liechtenstein den Kaufpreis für die Herrschaft Felsberg viertausend Gulden vorgestreckt durch den Beichtvater Sr. Majestät Pater Bernardin in der Hoffnung, daß dieses Geld andere als irdische Zinsen abwerfen werde."

Am Rande stand die Bemerkung: „Wird der katho-

lischen Kirche doppelt ersetzen, was ihr unwürdiger Diener ihm geliehen hat."

Der Graf mochte nicht weiter lesen, schlug das Heft zu und steckte es zu sich.

Die anwesende Magistratsperson erlaubte sich die demüthige Bemerkung, daß sämmtliche Schriften unverzüglich unter Siegel gelegt werden müßten.

Der Graf erwiederte in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ: „Bis auf jene, welche Privatangelegenheiten Sr. Majestät betreffen."

Als man dem Grafen ankündigte, daß keine anderen Schriften vorhanden seien, richtete er verwundert an den Prior die Frage: „Wo sind die die Nachfolge im Reich betreffenden Actenstücke und Documente hingekommen?"

Hutner erwiederte gefaßt: „Was weiß ich? im geheimen Archiv werden sie sein, wie der Herr Graf besser wissen müssen als ich."

„Und die geheimen Verhandlungen mit den Ständen?"

„Gehören doch gewiß in's geheime Archiv."

„Und die Actenstücke betreffs des letzten Friedens mit der Türkei?"

„Was weiß ich?"

„Und die venetianischen Verhandlungen?"

„Ist mir unbekannt."

„Und die Werthpapiere und Schuldverschreibungen des Cardinals?"

„Halt, das weiß ich!"

„Nun, wo sind sie?"

„Wartet einen Augenblick." Der Mönch legte einen Finger an die Stirn, als ob er nachdächte: „Bei dem Freiherrn von Khuen?"

Liechtenstein frohlockte.

„Doch nein! In meinem Kloster?"

Liechtenstein spannte seine Aufmerksamkeit.

„Auch nicht! Bei der Oberin des Himmelpfortklosters? — eben so wenig."

„Nun, wird es Euch einmal beifallen?"

„Geduld, ich hab's! Des Cardinals sämmtliche Werthpapiere, Hausätze, Schuldverschreibungen und Baarvorrath befindet sich — Liechtenstein hing mit seinen Augen an den Lippen des Priors — in den Händen . . . ." der Prior setzte bei diesen Worten ab.

„In den Händen? sagtet Ihr."

„In den Händen . . . ."

„Nun, wessen Händen?"

„Ja, wessen? Wartet einmal, des Hans Mollart? Nein! des Barvitius? Nein! Des Rathes Krenberg? Eben so wenig."

Liechtenstein stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß und sagte: „So nennt mir um Gottes Willen lieber den Na-

men Desjenigen, in dessen Aufbewahrung sich die Documente befinden, als Alle, welche sie nicht besitzen."

„Seht, Herr Graf, jetzt fällt es mir ein; alle die fraglichen Papiere, also über den Weinzehent, die Hausätze, die Miethe im Haus zum blauen Esel, die Neustädtischen Sätze u. s. w. hat der Herr von Breuner an sich genommen."

Liechtenstein rief verwundert aus: „Was Ihr sagt! Das hättet Ihr aber nicht thun sollen; Ihr wart gar nicht berechtigt, jemand Anderem die Papiere des Cardinals auszuliefern, und Ihr werdet darüber zur Rechenschaft gezogen werden."

„Aber ich habe ja dem Herrn von Breuner nichts ausgeliefert."

„So hat also Herr von Breuner die Papiere nicht?"

„Er hat sie, aber nicht von mir."

„Und von wem denn?"

„Von Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal."

„Das sagt einem Anderen!"

„Wie Ihr wollt; ich kann auch ganz schweigen."

„Ja, aber wie kam der Khlesl dazu?"

„Ich habe schon gesagt, daß ich nichts mehr antworten werde."

„Wenn ich Euch aber bitte?"

„Ach, das ist ein Anderes! Nun, der Cardinal

hat das Haus des Herrn von Breuner für das sicherste zur Aufbewahrung seiner Papiere gehalten."

„Das Haus seines Todfeindes?"

„Aber eines ehrlichen Mannes."

„Nun, das hat Euer Patron dumm angestellt."

„Dumm?" der Prior zuckte die Achseln; „wie Ihr meint."

„Ich sage, es gehört die Verwirrtheit eines bösen Gewissens dazu, sein Vermögen seinem größten Feind anzuvertrauen."

„Ich hätte gedacht, dazu genüge nur einfach Menschenkenntniß, die zwischen Feind und Hallunk unterscheidet. Seht, Euch, verehrter Herr Graf! hätte der Cardinal vielleicht seine Papiere nicht anvertraut."

„Und warum nicht mir eben so gut, als Herrn von Breuner?"

„Weil Euch Se. Eminenz nicht die Ehre hatte zu kennen, denn hätte sie Euch gekannt, so würde sie nicht jene falsche Bemerkung in den Vermögens-Ausweis eingerückt haben."

„Wie, Ihr habt jene Schrift gelesen?" fragte Liechtenstein dunkelroth vor Aerger.

„Ihr vergeßt, Herr Graf, daß mich der Herr Cardinal mit seiner besonderen Freundschaft beehrte."

„Und Ihr wisset? . . . ."

„Ich wußte nicht nur, sondern war sogar der Mann, welcher dem Pater Bernardin die viertausend Gulden übergab."

„Und was denkt Ihr wohl, daß der Cardinal mit seiner albernen Randglosse meinte?"

„Ah so! der Herr Cardinal hat wiederholt geäußert, daß er die bekehrten Spitzbuben für die größten Eiferer halte."

„Ihr maßt Euch einen Ton an!"

„Nicht im mindesten — aber der Cardinal, der ein gescheidter Mann ist, sagte immer, daß wenn er der König von Spanien wäre, kein Anderer Großinquisitor werden sollte, als ein protestantischer Convertit."

„Und deshalb meint Ihr?"

„Ja deshalb meine ich, habe Euch Se. Eminenz viertausend Gulden vorgestreckt."

„Ich werde sie noch heute zurückzahlen."

„Wem denn? dem Fiscus?"

„Nein."

„Dem alten Herrn?"

„Eben so wenig."

„Je nun?"

„Ich werde das Geld Sr. Majestät dem Kaiser zum beliebigen Gebrauch zu Füßen legen."

„O hütet Euch, das zu thun."

„Weshalb soll ich mich hüten."

„Weil der stets geldbedürftige Monarch unrecht verstehen könnte."

„Wie meint Ihr dies?"

„Ich mache vielleicht eine gewagte Voraussetzung."

„Immerhin."

„Ihr erwartet, daß Se. Majestät der Kaiser das Zahlungs-Document entgegennehmen und Euch nach raschem Durchblick, gerührt über so viel Redlichkeit und Treue, zurückstellen werde? — Ah, laßt mich ausreden — ich besorge nur, daß Se. Majestät Kaiser Mathias vielmehr ausrufen werde: Profit, Herr Graf! das kommt mir eben recht, um diesen oder jenen Kriegsobersten, dessen Fähnlein seit Jahr und Tag ohne Sold blieb, abzulohnen; meint Ihr nicht auch?"

Graf Liechtenstein, welcher den Prior nicht ohne Interesse angehört hatte, murmelte einige unverständliche Worte, die mit der Ankündigung des Entschlusses, das Geld bis auf bessere Zeiten zu behalten, endigten.

Den Unmuth des Grafen zerstreute, wie Tschernembl richtig vorausgesehen hatte, der Anblick der Kleinodien des Cardinals, die in jenem Augenblick vor ihm auf den Tisch gelegt wurden.

Namentlich war es der Ring des Großveziers, welcher eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Hand des Grafen ausübte.

Nur der Umstand daß der Reif an keinen Finger paßte, erleichterte dem kaiserlichen Commissär die Zurückstellung des Kleinodes.

Schon hatte der Graf nach Leuten geschickt, welche alle die Schätze des Cardinals wegschleppen sollten, als der Prior erklärte, nur gegen Aufnahme eines in duplo ausgestellten Inventars in die Uebergabe zu willigen.

Der Graf, welchen diese Arbeit langweilen mochte, erhob sich und überließ dieselbe der Schreiberei der Stadtbeamten. Als er an dem Kamine vorüberging, fiel sein Blick zufällig auf die Trauerflören ähnlichen Ueberreste der verbrannten Schriften; in demselben Augenblick wurde ihm auch klar, was aus den geheimen Schriften des Cardinals geworden sei. Mit einem strengen Blick fragte er, indem er auf die Asche deutete, den Prior: „Seit wann sind Bettelmönche so verweichlicht, daß sie im Hochsommer heizen müssen?"

Der Prior erwiederte höhnisch: „Der edle Graf vergißt, daß unser Orden aus Spanien stammt, wo es bekanntlich sehr heiß ist."

„Wir werden diese Motive dem römischen Könige zur Entscheidung vorlegen, der sie am Besten zu würdigen wissen wird."

„O meinethalben dem Papst selber."

Graf Liechtenstein ging, ohne den Prior weiter einer

Antwort zu würdigen und den Freiherrn von Tschernembl nur leichthin grüßend, zur Thüre hinaus.

Der Prior stieß den Freiherrn an und fragte leise: „Nun habe ich meine Sache nicht gut gemacht.“

„O ganz vortrefflich.“

„Dem guten Herrn von Liechtenstein wird heute, besorge ich, das Mittagsbrod nicht wohl bekommen.“

Der Freiherr und der Dominicaner-Mönch würden noch lange geplaudert haben, wenn nicht der Magistratsbeamte mit der Aufnahme des Inventars zu Ende gekommen wäre.

Der Bauinspector benützte diesen Zeitpunkt, sich seinem alten Bekannten, dem Freiherrn zu nähern und ihn zu fragen, ob er nicht Lust habe, bald wieder im Krebsenkeller einzusprechen.

Tschernembl bedankte sich freundlich für die ihm zugedachte Ehre, schützte aber seine nahe bevorstehende Abreise vor.

Als sich die Mitglieder der Commission aus dem Kloster entfernten, hing sich Effenberger alles Widerstrebens des Freiherrn ungeachtet, an seinen Arm und bat ihn, da er nun einmal durchaus nicht in den Krebsenkeller kommen könne oder wolle, wenigstens einige Bouteillen Rheinwein anzunehmen, welche ihm der Hofkellermeister als Antheil von der Beute an den Weinen des Cardinals verehrt habe.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Tschernembl, daß man gleich am Tag nach der Wegführung Khlesl's den Keller geöffnet und geräumt hatte.

Der Freiherr aber nahm das Geschenk des Bauinspectors freundlich an, indem er hinzusetzte: „Wir Protestanten singen: Was Gott thut, ist wohlgethan, und so scheint es mir auch wohlgethan, daß der Keller des alten Herrn, welcher sich sonst wohl keinem Sterblichen erschlossen hätte, nun auch für Ketzer zugänglich ist; ich danke Euch daher, mein lieber Effenberger und lade Euch hiermit zu mir ein, den alten Wein des Cardinals an meinem Tisch mit mir zu trinken."

Effenberger, der von der Herablassung des Freiherrn entzückt war, hauchte ein bescheidenes: „Fühle mich unendlich geehrt," und schien von seinem freiherrlichen Gönner ganz entzückt zu sein.

Tschernembl blickte ihm noch eine Weile nach, schüttelte den Kopf lächelnd und setzte den Heimweg fort.

XXXIII. Capitel.

Die Katastrophe.

Während der Cardinal von Ort zu Ort geschleppt wurde, da keiner für seine Sicherheit hinreichende Bürgschaft zu bieten schien, sah es in der Kaiserburg zu Wien mit jedem Tage trauriger aus; der Monarch kränkelte und hatte schon hundert Male bereut, daß er Khuen's Rath nicht befolgt, und den Erzherzogen in der Freude seines Herzens verziehen hatte; es kam ihm in einsamen Stunde so vor, als ob er eigentlich seinen treuen Diener der Herrschsucht derjenigen geopfert hätte, die ihn bei noch lebendigem Leibe beerben wollten; das freudige Ereigniß, welches ihm die rasche gutherzige Vergebung entrissen hatte, schien nicht so bald eintreten zu wollen, als er gedachte, und die Kaiserin erschreckte den ganzen Hof durch

eine Veränderung, welche erst seit kurzer Zeit an ihrer Person bemerklich wurde.

Das Gesicht der hohen Dame nahm jene fahle, wachsgelbe Färbung an, die als sicheres Zeichen schwerer innerer Erkrankung zu dienen pflegt; sie klagte über Beklemmung und Athemlosigkeit, und würde den ganzen Hof nicht bloß geängstigt, sondern in wahre Bestürzung versetzt haben, wenn man nicht einen guten Theil der traurigen Veränderung auf Rechnung des interessanten Zustandes gesetzt hätte, von welchem das Gerücht kundbar wurde.

Freilich blickten sich die Leibärzte der Majestäten in unbewachten Momenten sorgenvoll an; freilich gehörte die Aufgedunsenheit der Arme und Füße nicht zu den charakteristischen Merkmalen des vorausgesetzten Zustandes; freilich bilden Beängstigungen, wie sie die Kaiserin erlitt, in der pathologischen Geschichte angehender Wöchnerinnen nur seltene Ausnahmen, aber man tröstete sich und die Leidende mit dem Gedanken, daß es unter den abwaltenden Umständen nicht anders sein könne. Kaiser Mathias zwar hatte Augenblicke, in denen er der Wahrheit nahe kam und an den schönen Hoffnungen zweifelte, die ihm vorgespiegelt worden waren, dann aber flüsterte ihm König Ferdinand, vielleicht nicht ganz ohne Theilnahme an dem Schmerz des kaiserlichen Vetters ein tröstendes Wort zu, oder blinzelte Doctor Mignoni listig, als wollte er bei jedem tödtlichen Krampfanfall der Kaiserin sagen: „Das

ist es ja, was wir wollen, die falschen Wehen stellen sich ein." Kurz Mathias schwebte beständig zwischen Furcht und Hoffnung, Freude und Schmerz. Und so kam ein stiller ruhiger Herbstabend, ein Abend voll wohlthätiger Kühle und milder Erfrischung; die Flügelthüren des Apartements der Kaiserin standen weit geöffnet, die Fürstin saß oder lag vielmehr in einem hochlehnigen Schlafstuhl und hatte die Augen halb geschlossen, sie holte augenscheinlich nur mühsam Athem, und bewegte maschinenmäßig die schweren aufgedunsenen Arme nach dem Kopf, als ob sie etwas belästige, ein Vorgang, welchen die Aerzte genau kennen, und der bei allen mit Beklemmung kämpfenden Kranken eintritt; bald löste die Kaiserin die Bänder der Schaube, welche ihren Kopf bedeckte, bald rückte sie dieselbe aus der Stirne, dann öffnete sie das ohnedies gegen den Hals zu weit geöffnete Hemd noch mehr, kurz der Zustand der armen Fürstin war bemitleidenswerth. — Zuletzt, nachdem sie dieses traurige Spiel eine Zeit lang getrieben hatte, befahl sie die Fenster zu öffnen, und ließ sich in ihrem Rollstuhl bis an die Brüstung rücken; es ist uns, als sähen wir die arme Kaiserin Anna leibhaftig vor uns, wie sie schwach lächelnd ihr früh gefurchtes Antlitz dem Strahl der untergehenden Sonne aussetzte und die balsamischen Lüfte — damals gab es noch derlei an den Gränzen der inneren Stadt — begierig einsog — aber die milde

Herbstluft war für die leidende Frau schon zu stark geworden, eine sie anwandelnde Ohnmacht nöthigte die Dienerschaft ihre hohe Gebieterin zurückzurollen.

Das schwache, freundliche Lächeln, das wie ein scheidender Sonnenstrahl auf den Lippen der Kaiserin stand, wurde selbst während der heftigsten Krämpfe und Leibesschmerzen keinen Augenblick vermißt.

Die hohe Leidens ungewohnte Dame klagte nicht und bat Gott für jeden schmerzlichen Seufzer, der ihr unwillkührlich entfuhr, um Vergebung.

Woher diese heldenmüthige Standhaftigkeit, diese beispiellose Resignation? Hatte der Glaube solche Wunder bewirkt? Ach, die Kaiserin war religiös, aber doch nicht in dem Maß, daß sie eine Klage für unrecht gehalten hätte — es war also nicht der Glaube? Ja doch, aber der Glaube an ihre Mutterhoffnung, der Glaube, daß die Worte des alten Testamentes an ihr in Erfüllung gehen müßten: Und Du sollst in Schmerzen gebären.

Kaiserin Anna war die Gläubigste von Allen, ihr hätte nichts die Zuversicht auf frohe Mutterschaft entreißen können. Manch banger Zweifel war schon in nächster Umgebung der Fürstin aufgestiegen, Frau von Khuen hatte ihre Zweifel wiederholt in das Herz ihres Gemahls ausgeschüttet, die Obersthofmeisterin Gräfin Caviani hatte ihren Hausarzt in's Vertrauen gezogen und

wenig befriedigende Aufschlüsse erhalten, aber die Kaiserin hielt fest, so lange sie kräftig genug war, beschäftigte sie sich eigenhändig mit Anfertigung von Kinderwäsche.

Mühselig arbeitete sie mit ihren dicken angeschwollenen Fingern an einem kleinen mit Silber durchwirkten Deckchen, als ihr Siechthum zunahm, mußten die Damen Häubchen nähen, Tücher säumen und Alles für die baldige Ankunft des kaiserlichen Erben in Bereitschaft setzen, dann blickte die Fürstin mit holdseligem Gesicht auf die fortschreitende Arbeit und berechnete im Geiste, ob wohl die Zeit zur Beendigung aller diesen Präparative noch hinreichen werde. Auch heute suchten ihre erloschenen Augen nach dem gewohnten Anblick. Fräulein Hipolyta von Fürstenberg nähte ein Hemdchen, die Gräfin Batthyani an einer kleinen perlgrauen Jacke; die Kaiserin musterte die Arbeiten mit einem stummen Blick des Wohlgefallens; plötzlich aber schien sie etwas zu vermissen, schüttelte den Kopf und fragte um ihren Liebling Francisca Rappach; die Hofdamen blickten einander verlegen an, keine wagte oder wußte die Frage der Kaiserin zu beantworten. „Mich verlangt nach ihr, ich will Francisca um mich haben," sagte die Kaiserin mit mehr Entschiedenheit, als sonst in ihrem Wesen lag. Da nahm Frau von Khuen das Wort und erklärte der leidenden Frau, daß Francisca krank darnieder liege.

Die Kaiserin, so schwach sie auch war, bestand dar-

auf, an das Bett ihres Lieblings gebracht zu werden Vergebens suchte die Oberstthofmeisterin Kaiserin Anna von diesem Entschluß abzubringen; umsonst bemühte sich selbst Elisabeth Khuen die hohe Frau wankend zu machen; Ein fieberhaftes Roth, das sich auf den Wangen der kranken Fürstin lagerte, bewies den Anwesenden die Unmöglichkeit sie umzustimmen. Sie erhob sich diesmal von ihrem Rollstuhl, und wankte auf zwei ihrer Damen gestützt Francisca's Wohnzimmer zu. — Eine der Hofdamen wollte voraneilen, um den hohen Besuch anzumelden, aber die Kaiserin wehrte jede Dazwischenkunft ab; sie duldete nicht einmal, daß sie eine ihrer Frauen über die Schwelle von Francisca's Kammer begleite, sondern ließ sich von einer der untergeordneten Hausdienerinnen, wie sie damals in jedem Vorgemach der Hofzimmer zahlreich angetroffen wurden, bis auf einen dem Krankenbett zunächst befindlichen Stuhle geleiten.

Die Wohnung der Exnonne bestand in einem unregelmäßigen, mehr tiefen als breiten Gemache, das aus eben diesem Grunde nur mäßig hell war; in dem durch einen, in diesem Augenblick zwar geöffneten Vorhang abgeschlossenen Hintergrund des Gemaches stand das Bett Francisca's. — Francisca konnte, als sie die Kaiserin gewahrte, einen lauten Seufzer nicht unterdrücken. „Das fehlt noch," mochte der Seufzer ausdrücken und die Kranke hatte, wie die Umstände nun einmal waren, auch

vollkommen Recht so zu denken. Der Anblick der kranken Nonne mußte die tiefste Theilnahme einflößen. Eine tödtliche Bläße überzog das ganze Gesicht; durch Körperschmerz ausgepreßte Schweißperlen standen auf der kreidweißen Stirne und heftige Krämpfe machten den ganzen Körper erbeben. „Um Gottes Willen!“ stöhnte die noch viel kränkere Herrscherin tief gerührt, „weshalb setzt mich Niemand von so schwerer Krankheit in Kenntniß? Was fehlt Dir, meine Beste?“ Und die Kaiserin beugte sich, der eigenen Leiden völlig vergessend, über das unglückliche Geschöpf, das mit geschlossenen Augen wie todt vor ihr lag.

Der Schreck, welcher die beste Fürstin bei dem Anblick ihres, wie es allen Anschein hatte, sterbenden Lieblings überkam, die Anstrengung, welche sie machte, die Ohnmächtige — denn Francisca war aus Schmerz und Verlegenheit wirklich von Sinnen gekommen — in's Leben zurückzurufen, zehrten den letzten ohnedies spärlich zugemessenen Rest von Kraft und Lebensthätigkeit auf. Sie sank in demselben Augenblick bewußtlos auf den Sessel zurück, als Francisca die Augen aufschlug. Es war die schwerste Stunde in Francisca's Leben, und als sie sich viele Jahre später wirklich zum Tode vorbereitete, da gestand sie dem Beicht hörenden Priester, daß ihr die Sterbestunde im Vergleich mit jenem Moment ihres plötzlichen Erwachens ganz leicht und erträglich dünke. —

Ganz natürlich und Jedermann wird zugeben, daß es nicht leicht eine verzweiflungsvollere Lage gab. Francisca fühlte ihre Stunde gekommen, den gefürchteten Augenblick, da sie vor der tugendhaften Kaiserin und dem ganzen Hof in unauslöschlicher Schande dastehen mußte. Es waren die ersten Wehen, die sie befallen und jene Ohnmacht herbeigeführt hatten. Der Cardinal, welcher sie nach Hof gebracht, und ihr hundertmal die Versicherung gegeben hatte, daß, wenn sie sich nur seiner Leitung überlasse, noch Alles zum Besten ausschlagen werde, war fern und vollkommen machtlos; die einzige Seele, die an ihr mehr als gewöhnlichen Antheil nahm, Rolandin, mußte ihr eben in diesem Augenblick für immer verloren gehen, und nun mußte sie die ehrwürdige Frau, die selbst ohne Kaiser-Diadem durch ihren tugendhaften Lebenswandel die Bewunderung Aller verdient hätte, Zeugin der furchtbarsten Schmach sein, die einem Mädchen, ja einer dem Altar gewidmeten Jungfrau begegnen kann. — O, es war zu entsetzlich! Francisca schloß darum die Augen sogleich wieder, als wenn sie dadurch gehindert würde, das Schreckliche ihrer Lage zu überblicken. — Erlauben Sie uns, geneigter Leser, hier den Vorhang einen Moment fallen zu lassen. Was während der folgenden Minuten vorging, wir wissen es nicht und halten uns selbst, wenn wir es wüßten, nicht für berufen, Frauengeheimnisse auszuplaudern.

Als die Kaiserin von ihrer langen Ohnmacht wieder erwacht war, was bot sich ihrem ersten Blick dar? eine kleine Kindesleiche. Die Kaiserin zwar hielt das Knäblein für lebend, nahm es auf, drückte ihre Lippen auf die Wangen — aber sie waren kalt, die zarten Glieder halb steif, ein weinerlicher, trübseliger Zug war um Mund und Lippen gelagert. Die Kaiserin stieß einen fürchterlichen unarticulirten Schrei aus. — In demselben Moment traten Magnus und Mignoni zur Thüre ein. Mignoni hatte nur Augen für die Kaiserin, nicht aber für die Patientin, zu der er eigentlich gerufen war.

Die Kaiserin rief den Arzt, indem sie auf das todte Wesen auf ihrem Schooß deutete, entgegen: „Retten Sie mein Kind, mein armes Kind!“

Mignoni, der berühmteste Arzt seiner Zeit, fühlte sich in diesem Augenblick, trotz seines großen Selbstbewußtseins, ganz klein winzig, ein wahrer Luftdoctor, wie ihn Khlesl scherzhaft zu nennen beliebte, er sah die Kaiserin groß an und wußte nicht, ob das große Ereigniß, an dessen Eintreten er selbst längst verzweifelt hatte, nun wirklich erfolgt oder ob die Landesmutter plötzlich irrsinnig geworden sei. Sein Collega Dr. Magnus, der seinem Blick noch eine andere Richtung gegeben und bemerkt hatte, wie die blasse Leidende ihre Augen ängstlich erwartend auf ihn gerichtet hielt,

errieth mit Blitzesschnelle der ganzen Zusammenhang. Dennoch zitterte er, während sein College nur erstaunt war. — Was war hier zu thun? Vor ihnen lag eine fast sterbende Frau im Lehnstuhl, deren einzige und letzte Hoffnung auf Erden die künftige Mutterfreude, und dann wieder eine junge Dame, deren schrecklichstes Elend gerade dasjenige ausmachte, was die Andere glückselig gemacht hätte. — Gab es keinen Ausweg? durchaus keinen? — Es gab keinen. Man mochte es anfangen, wie man wollte, jedes ausgesprochene Wort mußte für eine und die Andere zum Dolchstich werden. — Magnus that, was jeder Andere an seiner Stelle gethan haben würde, er suchte der Kaiserin begreiflich zu machen, daß hier nicht ihr Platz sei, und daß sie am Besten thun würde, sich in ihre Gemächer zurückbringen zu lassen.

Der wohl gemeinte Ausspruch brachte aber die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Fürstin kreischte: Wie man will mich von meinem Kinde trennen? Ist es denn todt, unerbittlich todt und verloren? Magnus schickte sich gerade an, die Kaiserin über ihren Irrthum aufzuklären, als Mignoni, noch immer nicht begreifend, daß die Kaiserin glaubte mit einem Knäblein genesen zu sein, achselzuckend erwiederte: „Das Kind ist todt.“ — Er wollte nun noch Vieles beifügen, und auch auf die sonderbare Leidenschaftlichkeit, mit welcher sich die Fürstin das Loos des neugeborenen Kindes zu

Herzen nahm, zurückkommen, gab aber alle rhetorischen Excursionen allsogleich auf, da er die Wirkung seines apodiktischen Ausspruches „das Kind ist todt“ bemerkte. Das Haupt der erhabenen Frau war niedergesunken, der Mund hatte sich ein klein wenig verzogen, und die Stirne überschattete der nahende Tod. — Magnus holte tief Athem und flüsterte unendlich leise: „Der Himmel sei Dank, das konnte nicht zu gelegenerer Zeit kommen!“ Mignoni nickte, riß die Thüren auf, sagte leise zu Magnus: „Es wird nun bald vorüber sein“ und rief dann laut um Hülfe. — Nach wenigen Secunden hatte sich das Krankenzimmer gefüllt, man sandte um den Kaiser. Die Frauen sanken zu den Füßen der Sterbenden nieder, viele von ihnen weinten und jammerten laut; man wollte über die plötzlich eingetretene Katastrophe Aufschluß haben; die Aerzte, welche den Kindesleichnam den Augen der Menge entzogen hatten, zuckten statt jeder Antwort die Achsel, endlich hörte man männliche, wenn auch höchst unsichere Tritte, es war der Kaiser — die Hofdamen zogen sich zurück, auch die Aerzte entfernten sich ein wenig. Dem Monarchen rannen die hellen Thränen über die eingefallenen Wangen herab, als er seine Gemahlin im Sterben antraf. Er rief sie mit den süßesten Namen. — Es scheint, daß Liebe zärtliche Seelen zuweilen über die Ohnmacht des Körpers erhebt, und dem Geist eine Stärke verleiht, die selbst dem entfliehendem Athen noch einmal Halt

gebietet. Kaiserin Anna erwachte nochmals aus dem Todesschlummer; sie blickte ihren kaiserlichen Herrn schwach lächelnd an und flüsterte leise: „Ich habe Wort gehalten, Euer Liebden und es ist gewiß nicht meine Schuld, daß es nicht besser ausschlug — es war ein Knabe, ein schöner herziger Knabe. — Befehlen Eure Liebden — es ist dies meine letzte Bitte — daß er mit mir in Ein Grab versenkt werde.“ Der Kaiser war vor Schluchzen keiner Antwort fähig, aber er nickte wiederholt und schlug dann seinen Arm um den Hals der Sterbenden. In diesem Augenblick überflog ein überirdisches Lächeln das leidende Antlitz, die Lippen bebten und in den Augen ging jene Umwandlung vor sich, welche das Eintreten des Todes ankündigt. — Kaiserin Anna war nicht mehr.

Die Kaiserin lag auf dem Paradebett, ganz Wien strömte herzu, um die Züge der edlen wohlthätigen Frau noch einmal zu erblicken. Das ärztliche Parere lautete dahin, daß die hohe Frau — wie es auch wirklich der Fall war — an Wassersucht, Hydrops nigra, wie der Leichenbefund sich aussprach, verstorben sei. — Während die Lichter am Sarg der Kaiserin flimmerten, Bischöfe und Aebte unausgesetzt ihre Gebete für die Verstorbene zum Himmel schickten, während zwölf in Erz gehüllte Trabanten Leichenwache hielten, Graf Max Trautmansdorf, der nachmalige berühmte Friedensschlie-

ßer, und Graf Mannsfeld den letzten Dienst bei der Kaiserin versahen, begab sich in eben dem Zimmer, in welchem die Kaiserin verstorben war, eine ganz andere Scene.

Auf eben demselben Lehnstuhl, auf dem noch vor wenigen Stunden die Kaiserin gesessen hatte, ganz nahe am Bett der Kranken, saß ein jovial aussehender ältlicher Herr, dessen violetfarbenes Colar den hohen kirchlichen Würdenträger ankündigte; er hielt sich so über das Krankenbett geneigt, daß ihm kein Wort entgehen konnte. Die Hände hatte er gefaltet auf dem Schooß liegen, seine Gesichtszüge drückten nichts als Aufmerksamkeit und Wohlwollen aus — und dennoch hätte ein tiefer Menschenkenner behaupten dürfen, daß die gespannte Aufmerksamkeit des Prälaten über das Maß gewöhnlichen seelsorglichen Eifers hinausging. — Es war ein Beichtact, der hier stattfand. Der Prälat hob eben die Rechte segnend und verzeihend empor und murmelte die übliche Absolutionsformel. Die junge Gräfin faßte trotz aller Abwehr von Seite des Beichtigers die kleine reichberingte Hand, und drückte sie an die Lippen. Der Prälat war viel zu wenig Asket und viel zu sehr Weltmann, als daß er gegen weibliche Schönheit vollkommen gleichgültig gewesen wäre. — Er blickte der armen Kranken mild in die fragenden Augen und sprach: „Nun das Geistliche geordnet ist, laßt uns auch

an das Irdische denken — es ist also Euer unumstößlicher Wille, daß Se. Majestät von dem Inhalt dieser Beichte unterrichtet werde?"

Die Kranke bedachte sich einen Augenblick und erwiederte dann: „Gewiß, so weit dies ohne Gefahr für dritte Personen geschehen kann."

„Das will sagen, in so ferne dadurch das Loos meines geistlichen Herrn Bruders des Cardinals nicht verschlimmert wird."

„Vollkommen richtig!"

„Aber was hat denn die alte Eminenz mit Eurem Glück zu schaffen, hat sie sich denn um Eure Person so verdient gemacht? Ich sollte fast glauben, daß der Zufall oder vielmehr die Vorsehung es mit Euch ohne Vergleich besser meinte, als der verbannte Cardinal. Sehet nur selbst, liebste Tochter, wie grundgütig der Himmel gegen Euch war. Die gottselige Kaiserin stirbt, noch ehe sich das traurige Räthsel löst, die Herren Aerzte, so schwatzhaft sie auch sonst sein mögen, schweigen wie das Grab. Niemand ahnt den wahren Sachverhalt, Ihr geltet noch immer als reine Jungfrau. Wäre der Khlesl dagegen noch an seiner Stelle — wo hätten die Dinge hinführen müssen. Mein Gott! mein Gott!" Cardinal Dietrichstein schüttelte bei diesen Worten bedenklich den Kopf, und öffnete den Mund ge-

rade so weit, daß die Perlenreihe seiner bis in's Alter wundervoll erhaltenen Zähne sichtbar wurde.

Nicht ohne wohl berechnete Koketterie unterbrach ihn hier Francisca mit dem Ausruf: „Daß Ihr kein Frauenzimmer seid, Eminenz!"

Der Cardinal blickte sein Beichtkind fragend an.

„Ach Gott!" fuhr die Gräfin fort, „wie viele unserer schönsten Damen würden sich glücklich schätzen, wenn sie die Natur mit solchen Zähnen begabt hätte."

Der Cardinal zog die Stirne in Falten und sagte in verweisendem Tone: „Welche Leichtfertigkeit in so ernster Stunde!"

Diese scheinbare Strenge machte Francisca indeß keineswegs irre und sie fuhr ohne nur darauf zu achten fort: „Ist Aufrichtigkeit ein Fehler, so gestehe ich ihn ein, aber ich liebe an Männern, die mir gefallen sollen, schöne Zähne und kleine Hände."

Der Cardinal entgegnete lächelnd: „Ihr vergeßt, liebste Tochter, die Hauptsache, daß ich Euch nicht gefallen soll und darf."

„Nun, da bin ich neugierig, wie es Euere Eminenz anstellen will, das zu Wege zu bringen."

Die eitle aber gutmüthige Eminenz begnügte sich der argen Schwätzerin die Finger auf den Mund zu legen. Francisca hob nach einer kleinen Pause wieder an: „Also ich

ermächtige Euere Eminenz, dem Kaiser, in so weit die Sache nur mich allein betrifft, Mittheilungen zu machen."

„Und wenn ich nun auf diese Bedingung nicht eingehe."

„So erlaube ich Euer Eminenz auf das Beichtsiegel zu verweisen."

„Rom kann es brechen."

„Versucht es in diesem besonderen Fall, wenn es Euer Gewissen gestattet."

Der Cardinal, dem der Sturz seines Amtsbruders zwar ganz gelegen gekommen war, der aber schon als Mitglied ein und desselben Cardinalcollegiums nicht wollen konnte, daß Khlesl ganz vernichtet und der ganze Stand in seiner Person gebrandmarkt würde, versetzte: „Sei's darob, ich will des alten Khlesl, obgleich er selbst keine Schonung kannte, um Euertwillen schonen, aber sagt mir nun auch ehrlich und offen, wohin mit Eurer Meinung das ganze Spiel führen sollte?"

Francisca, die keine Lust verspürte, ihre Muthmaßungen mitzutheilen, entgegnete: „Das fragt den Cardinal selbst oder den Prior Hutner, seinen alten Freund, nicht aber eine arme Person, die nichts Besseres thun zu können glaubte, als den Befehlen des frommen Bischofs von Wien blindlings zu folgen."

Cardinal Dietrichstein erhob drohend den Zeigefinger und sagte: „Liebe Tochter! liebe Tochter! Ihr seid nicht das

einfältige Kind, wie Ihr Euch anstellt, aber es ist die einzige Waffe, mit der Ihr Euch vertheidigen könnt. Ich will großmüthig sein und Euch so nehmen, wie Ihr Euch gebt. Ihr habt viel gelitten, aber Gott war gegen Euch auch viel barmherziger, als er gegen tausend und abermals tausend Mädchen ist, die den gleichen Pfad mit Euch wandelten, Euere Eminenz würde an meiner Stelle zu Euch sprechen: Das Kloster ist der beste Ort, an welchem derlei Sünden abgebüßt werden, — ich aber sage, das Kloster ist der schlimmste Ort, wohin ein Weib fleischliche Gedanken und den der Welt zugewandten Sinn flüchten kann; ich sage Euch, kehrt in die Welt zurück und wirkt dort so viel Gutes als möglich und der allbarmherzige Gott wird mit Euch zufrieden sein."

Mit diesen Worten schied Franz Dietrichstein von der Novize.

Als der Cardinal das Gemach verlassen hatte, brach Francisca in lautes Weinen aus; sie brauchte sich nun keinen Zwang mehr anzuthun, war ihr doch die Zeit der Selbstbeherrschung fast zu lange geworden; noch wenige Minuten länger und sie hätte laut aufschreien müssen vor innerem Schmerz. Ja sie hatte gesiegt — es war mehr als wahrscheinlich, daß ihr Geheimniß bewahrt würde, das heißt, daß außer dem Kaiser und ihrem Beichtiger Niemand erfahre, was sich in den letzten Tagen zugetragen hatte,

aber es war ein Sieg, der alle Seelenkräfte des armen Weibes auf die härteste Probe setzte; es war ein äußerer Sieg, der den inneren Jammer nicht zu stillen vermochte. Ihr Kind war todt geboren worden und sie mußte Gott danken, daß es nicht lebend zur Welt kam. Ihre gütige Herrin war gestorben und sie mußte sich glücklich preisen, daß sie nicht einen Tag, eine Stunde länger lebte; die Kaiserin ging mit einem Selbstbetrug aus dem Leben, und diesen Selbstbetrug mußte sie ausbeuten, um ihre Frauenehre zu retten. Das waren die Gedanken, welche Francisca's Seele bestürmten. — Der Geist war stärker als der Körper — Francisca verfiel in eine schwere Krankheit. Anfangs hießen es die Aerzte „hitziges Fieber," später „Zehrung" — sie war auf dem sichersten und geradesten Weg ihrer Herrin nachzufolgen. Da brachte ein Mittel, das nicht unter den officiellen Kräutern der Apotheken verzeichnet ist, rasche Heilung. — Es war ein schwerer dick anzufühlender Brief, ein Brief, dessen Schriftzüge auf der Außenseite schon die seltsame Wirkung äußerten, seit vielen Monden wieder das erste Lächeln auf die bleichen Lippen Francisca's zu zaubern. Während der Durchlesung des Inhaltes wurde viel, sehr viel geweint, es waren aber nicht jene bitteren Zähren, die brennend niederfallen, es waren Thränen der Hoffnung, des Dankes, der Glückseligkeit; es waren Thränen, welche das alte Weh, den versteinerten Schmerz hinwegspülen und

das menschliche Herz tränken, daß es wieder fähig werde Jugendblüthen und Jugendfreude zu tragen.

Welcher Brief konnte aber eine so glückliche Wirkung zur Folge haben. Schwerlich hätte ein päpstliches Breve oder ein kaiserliches Handschreiben es vermocht. Der Brief war von Rolandins Hand — und der Inhalt? Ja der Inhalt besagte, daß eine kluge Frau — wir denken dabei unwillkürlich an Elisabeth Khuen — ihm, dem Schreiber, manches Räthsel gelöst und manchen guten Rath ertheilt habe, daß er keine Bekenntnisse erwarte, keine fordere und keine anhören wolle; er habe ihr schon einmal gesagt, daß sein Herz nach nichts Anderem frage und nichts Anderes heische als Gegenliebe — das sei ihm genug. In diesen Worten möge sie ja keine Großmuth suchen, das Ding kenne er nicht, sondern wisse nur so viel, daß ihm sein Leben, die Welt eine schauerliche Oedniß bedünken würde, wenn sie nicht einwillige, ihm für Zeit und Ewigkeit anzugehören.

In diesem Styl ging das Schreiben mehrere Seiten fort.

Vielleicht würde Francisca in sich so vielen moralischen Muth gefunden haben, die Anträge Rolandins, so ehrend sie auch waren, mit Entschiedenheit von der Hand zu weisen, wenn nicht ein zweiter Brief in dem ersten eingehüllt gelegen hätte, welcher voll geistlichen Zuspruches Francisca ermahnte, nicht rasch zu entscheiden, son-

dern mit sich fleißig zu Rathe zu gehen, und erst nach sorgfältiger Selbstprüfung das Endwort zu sprechen.

Wie gerne greift doch der Mensch, wo irgend eine lästige Entscheidung zu treffen ist, oder etwas der eignen Herzensneigung widerspricht, nach irgend einem Vorwand oder gelegentlichen Haltpunkt, eben jene Entscheidung hinauszuziehen und wie gut und der menschlichen Natur angemessen ist es auch, wenn jenen phantastisch edlen Regungen, die später tief bereut werden, nicht allzurasch gehorcht wird. Francisca befolgte die geistliche Mahnung, die, wir wollen es nicht länger verschweigen, aus einer der Exnovize nur zu bekannten Feder stammte, und schrieb nur einige Zeilen zur Antwort, die weder als Aufmunterung noch Ablehnung betrachtet werden konnten. — Daß sie der Empfänger dennoch im ersteren Sinne nahm und mit Recht nehmen konnte, machte seiner Menschenkenntniß, wie die Folge zeigen wird, alle Ehre.

Eines war für's Erste auf jedem Falle für Francisca gewonnen, das Leben fing für sie wieder Reiz zu bekommen an, der alte Trübsinn war weggescheucht und die Rosen der Gesundheit, wenn es im Beginn auch nur blasse Rosen waren, kehrten auf die Wangen Francisca's zurück.

Dasselbe war leider bei dem alternden Monarchen nicht der Fall; die geheime Unterredung, welche Cardinal Dietrichstein mit dem Kaiser hatte, konnte unmöglich bei-

tragen, den gebrochenen Lebensmuth des Fürsten aufzurichten. Es war das Bewußtsein einer neuen Täuschung, das auf das Herz des kranken Monarchen drückte; woher diese Täuschung gekommen, Dietrichstein, so viel steht fest, hat den Kaiser darüber nie aufgeklärt, das konnte Mathias vielleicht errathen. Ob ihn aber diese Lösung nicht noch unglücklicher machte, als er ohnedies schon war, das ist eine andere Frage.

Als der Sarg der Kaiserin Anna vor vierzehn Jahren in Gegenwart der Kapuziner-Mönche des Klosters, das sie selbst gestiftet hatte und des Hoffouriers Charles Edlen von Meyer einer Reparatur willen, deren der zerfallende Sarg dringend bedurfte, geöffnet wurde, da fand sich in dem nämlichen Behältnisse, wie dem Schreiber dieses mitgetheilt wurde, auch eine Kindesleiche vor.

XXXIV. Capitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Kehren wir zu dem gefallenen Minister zurück. Ueber ein Jahr war seit der furchtbaren Katastrophe vergangen, welche den ersten Mann des Reiches zum Staatsgefangenen seines unversöhnlichen Feindes gemacht hatte. Da sitzt er nun auf dem öden Fels von Georgenberg, den Himmel über sich und stotzige Klippen, bodenlose Abgründe und schauerliche Schluchten zu seinen Füßen, da sitzt er nun ein abgelebter, verkümmerter, nur mehr nothdürftig vegetirender Greis unter feindseligen Mönchen und spionirenden Gästen, sich nach der Stunde seiner Auflösung sehnend, ein leibhaftes Bild gesunkener Größe.

Keine Rede! Der Mann in der veilchenblauen Simare mit dem gebieterischen Blick, mit dem lebhaft blickenden Aug' und der Röthe der Gesundheit auf den

Wangen, der alte Mann dort neben dem Klosterabt, der voller und gesunder aussieht, als man je an dem Cabinetsdirector Khlesl bemerkt, der scheint sich, wenn nicht Alles täuscht, nach ganz anderen Dingen als seiner Auflösung zu sehnen. Seine Gefangenwärter, die ehrwürdigen Benedictiner von Georgenberg, haben sich längst in treue beharrliche, alle Wächter und Spione Max und Ferdinands täuschende Freunde umgewandelt. Der dicke kleine Mann mit dem hell und freundlich blickenden Augen, dessen Hände und Füße sich in steter Bewegung befinden, ist der Abt von Georgenberg, der wohlehrwürdige Christoph Obinger, Khlesl's besonderer Freund und Vertrauter. Der eigentliche trotz der Wachmannschaft fast souveraine Herr auf Georgenberg ist der Gefangene selbst.

Er beherrscht das Gespräch, er belebt die Tafel, er erheitert die niedergeschlagenen Gemüther. Seinem Einfluß vermag sich Keiner zu entziehen, nicht sein persönlicher Feind, der Obergefangenwärter Stredell, Maximilians vertrautester Commissär, nicht des Erzherzogs Jägermeister Herr von Liechtenstein und eben so wenig der Kämmerer des Erzherzogs Freiherr von Wolkenstein.

Wie anders möglich! die armen auf dem öden Fels verbannt lebenden, einsamen Mönche horchen hoch auf, wenn der Cardinal den Schatz seiner reichen Erlebnisse öffnet und ihnen wie ein orientalischer Märchen-

erzähler von Kaisern und Königen, Ministern und Oberpriestern bis spät in die Nacht herein als Augen- und Ohrenzeuge vorerzählt, wenn er ihnen die dünnen, dünnen Faden weis't, an welchen oft die Geschicke ganzer Völker und Staaten hängen, wenn er sie aus der Rathsstube in's Krankenzimmer des Monarchen, aus der Kirche in's Boudoir der schönsten einflußreichsten Damen, einer Eva Lobkowitz oder Pernstein, Rosenberg oder Wachter führt, wenn er, sich stets gegen jede Ketzerei verwahrend, sie in die Machinationen Spaniens und der Jesuiten hinein blicken läßt, den Krönungseid Ferdinands wiederholt und ironisch mit den Worten schließt: „Haereticis autem non est servanda fides.“

Die Stredell, Liechtenstein und Wolkenstein haben es versucht, sich über den armen Gefangenen zu erheben, ihn mit Geringschätzung zu behandeln, ihn als alten Schwätzer todt zu schweigen. Sie hätten aber Alle zusammengenommen so viel Geist besitzen müssen, so viel Hoheit im Unglück, so viel Würde in widrigen Verhältnissen, als der einzige Khlesl, um den Versuch mit Glück zu unternehmen. Der Gefangene schien ihre Versuche nicht zu bemerken, ein Blick, eine Handbewegung, ein hingeworfenes Wort genügte, um sie gegen ihren Willen zur Achtung und Ehrfurcht vor dem Alten, dem Unglück und dem überlegenen Geist zurück zu führen.

Anfänglich hatte Stredell, der Agent des Deutsch-

meisters, eine Polizeinatur, späterer Tage würdig, seine Aufgabe einzig und allein von der polizeilichen Seite aufgefaßt. Er setzte sich an des Cardinals Tafel, mit dem Vorsatz, den Gefangenen zu ärgern, ihm jeden Bissen im Mund aufquellen zu machen, mit der ausgesprochenen Absicht, jedes Wort des Gefangenen in sein Schergengedächtniß einzuprägen und dem Rath in Innsbruck wieder zu hinterbringen.

Nach vierzehn Tagen hatte Stredell seines Vorsatzes vergessen, die besseren Neigungen — damals gab es noch keine unvermischte, unzugängliche Polizeiseelen wie heute — hatte gesiegt, er munterte den Cardinal auf fortzufahren, wohlverstanden nicht in der Eigenschaft eines Agent provocateur — er nahm an dem Gespräch Theil; er verwandte sich sogar beim Erzherzog für den Cardinal.

Der Kämmerer Adam Wolkenstein war gekommen, um seinem Herrn über die Zerknirschung und stille Demuth des Gefallenen Bericht zu erstatten; er erwartete in dem Cardinal einen stillen gottergebenen Mann zu finden, der um den Preis der Freiheit Inful und Stab, Hut und Purpur dahin gebe; Khlesl würdigte solche Zumuthungen, wenn sie gelegentlich ohne höheren Auftrag hingeworfen wurden, keiner Antwort. Der stille demüthige Mann stand aber vor Wolkenstein so aufrecht und stolz wie ein Kaiser da. Keine Spur von

Gedrücktheit oder Demuth, Khlesl speiste nur auf Silber, bediente sich zum Waschen nur silberner Becken, zum Trinken nur der Becher und Flaschen von gleichem Metall. Die stolzen Herren wagten keinen Widerspruch, wenn der Gefangene das Abenteuerlichste begehrte. Als der Jahrestag seines Sturzes herannahte — es war bekanntlich im Monat Juli — behauptete der Cardinal, ihm friere, und verlangte einen Zobelpelz. Nach drei Tagen half ihm Stredell in die mit veilchenblauer Seide gefütterten Aermel des Pelzes; am 30. Juli weigerte sich Khlesl zur Kirche zu gehen, da ihm die freie Luft um diese Zeit übel bekommen, eine Woche später schritt der Cardinal auf die Schulter des stolzen Wolkenstein gestützt durch einen gedeckten Gang nach der Kirche. Khlesl war keiner jener Prälaten, welche in dem materiellen Genuß von Fleisch und Wein Ersatz für Alles finden, und dennoch mußte der beste Rheinwein über die Berge herübergeschafft werden, und dennoch genügten ihm kaum die zwölf Schüsseln, welche der Innsbrucker Rath ihm auftragen ließ. Ein wohlbesetzter Tisch gehörte zum Decorum einer hohen Würde, wie sie Khlesl inne hatte, deshalb würde er lieber die Anzahl der Speisen verdoppelt, den Preis des Weines aber verfünffacht haben.

Der Bäckerssohn Melchior Khlesl, der an sich so einfache Mann, hätte einer zahlreichen Dienerschaft wahrlich nicht bedurft; die Eifersucht auf die Aufrechthaltung

seiner Würde bestimmte ihn sie zu fordern. Ein Kammerdiener, Arzt, Barbier und Beichtvater mußte ihm beigegeben werden. Er wollte sich und seiner hohen geistlichen Würde auch als Staatsgefangener nichts vergeben.

Was war es aber, das den so plötzlich und so tief gefallenen Mann so kräftig aufrichtete und nicht nur die moralische Fähigkeit des Widerstandes, sondern auch die der geistigen Ueberlegenheit verlieh?

Wir wollen den Schleier lüften; unsere Leser werden sich erinnern, wie zaghaft den Cardinal die Ueberführung nach dem Lande seines Hauptgegners stimmte; sie werden sich der schwarzen Besorgnisse entsinnen, welchen Khlesl, als er an Wiener-Neustadt vorbeireis'te, Worte verlieh; diese Besorgnisse hatte jene Wallfahrerin in Schotwien beschwichtigt; das Bewußtsein, daß Freunde für ihn wachten, kräftigte den gesunkenen Muth. Er konnte, nachdem die einzigen stummen und doch so beredten Ankläger — seine Papiere — vernichtet waren, der Zukunft getrost entgegensehen. Ein in Chiffern geschriebener Brief Hutner's und ein zweites Schreiben seines andern Officials Schwab gaben ihm die unumstößliche Gewißheit, daß Alles, was gegen ihn zeugen konnte, vertilgt war. Der Cardinal holte nun ein, was er aus übertriebener Sparsamkeit verschuldet hatte; er erhielt die alten Freunde und erwarb sich neue; er bezahlte Botengänge und Reisen, Spione und

Fürsprecher, er setzte durch Geld und Zusagen Himmel und Erde in Bewegung, um frei zu werden.

Schwab und Hutner, Obinger und Bruder Hiacynth, eben derselbe Kapuziner, der schon während der Friedenspredigt seine Besorgnisse aussprach, befanden sich fast beständig unterwegs, um für die Befreiung des Cardinals thätig zu sein. Zu St. Wolfgang am See gleichen Namens, zu Gmunden und Schwannstadt wurden geheime Unterredungen gepflogen, welche die Befreiung Khlesl's zum Zweck hatten. Bruder Hiacynth mit dem feingebildeten geistvollen Gesicht, den zarten weißen Händen und einer griechischen Statue Ehre machenden Füßen lag den Cardinälen in den Ohren, und bewies ihnen so lange, daß die Gefangenschaft eines Mitgliedes ihres Collegiums eine Schmach für die Gesammtheit sei, bis sie schamroth ausriefen, daß man diese Schande nicht länger dulden dürfe; aber Bruder Hiacynth wußte, daß Khlesl noch wichtigere Gegner habe, als Erzherzog Max und Ferdinand. Khlesl, obgleich Zögling der Gesellschaft Jesu, war Zeit seines Lebens ein eifriger Gegner der Jesuiten gewesen, ja er hatte sich selbst die Worte entschlüpfen lassen, daß es am Besten wäre, wenn sich die widerhaarigen Burschen zum Teufel scherten."

Diese Worte hatten üble Früchte getragen; die Jesuiten waren niemals vollkommen zuverlässige Freunde — das österreichische Cabinet hat es oft und genugsam

erfahren — aber sie waren die sichersten ungroßmüthigsten Feinde, die es je gegeben hat. Sie merkten es den Leuten so zu sagen an der Nasenspitze an, ob sie jesuitisch gesinnt seien oder nicht; hatte sich aber eine einflußreiche Person nachtheilig über sie geäußert, und wäre es auch nur im Selbstgespräch geschehen, so wußten sie es nach vier und zwanzig Stunden dank ihrer Ubiquität, zu welcher ihnen die zahlreichen Schaaren der affiliirten Spione verhalf.

Die Jesuiten kannten die Feindschaft Khlesl's und Pater Lamormain war Beichtvater Ferdinands; sie wußten um die Worte des Cardinals und Mutius Vitelleschi, der Jesuitengeneral, war die rechte Hand des heiligen Vaters. Pater Hiacynth übernahm es, den unversöhnlichen Orden mit Khlesl auszusöhnen, und er gelangte zum Ziel. Wie? das ist uns ein Geheimniß geblieben; aber die Jesuitenpolitik, welche in ähnlichen Fällen angewandt wurde, läßt wenigstens vage Vermuthungen zu.

Der Orden lebte trotz jenes Telephosmantels äußerster Bescheidenheit und tiefster Demuth in einer solchen Selbstüberschätzung, daß es genügte, je einmal ihrer Gesellschaft angehört zu haben, um sich in ihren Augen vortheilhaft von allen andern menschlichen Geschöpfen zu unterscheiden. Der loseste Zusammenhang mit der Gesellschaft drückte dem Adhärenten so gut, wie eines der sieben katholischen Sacramente, ein unaus-

lösch liches Merkmaal jesuitischer Wohlgewogenheit auf. Bruder Hiacynth berief sich auf die alten längst vergessenen Bande, welche einst den lutherischen Bäckerssohn mit dem Orden verknüpft hatten; er erklärte den Jesuiten die Bereitwilligkeit des alternden Cardinals, den Rest seiner Tage der Stärkung ihres Einflusses zu widmen; er beschwor den General die Gelegenheit nicht außer Acht zu lassen, einen so talentvollen, beredten und volksthümlichen Prälaten auf ewig an die Interessen der Gesellschaft zu knüpfen.

Die einzige Frage, welche Don Mutius Vitelleschi mit seinen Admeritoren berieth, war die, ob es der Mühe werth sei — nicht, ob die Person des Cardinals die Mühe sich zu versöhnen lohnte — sondern ob Khlesl noch lange genug zu leben habe, um den Angelegenheiten des Ordens nützen zu können.

Eines Tages erhielt der Leibarzt Khlesl's auf Georgenberg, Weinhart, ein Schreiben, mittelst welchem der Bruder des Cardinals Georg Khlesl anfragen ließ, wie denn die Gesundheitsumstände seines Bruders Melchior beschaffen seien; er ließ Herrn Weinhart in den rührendsten Redewendungen ersuchen, ihn ja nicht über die Wahrheit zu täuschen, wichtige Dinge, das Glück ganzer Familien stünde auf dem Spiel, wenn er etwas verheimliche.

Der Brief schloß mit einer plausiblen Entschuldigung des Georg Khlesl, daß er selbst nicht schreibe und mit

der Bitte, den Empfang des Briefes als Geheimniß zu bewahren.

Weinhart zog zuerst den Barbier Khlesl's, Philipp Mendler, und endlich auf den Rath des Letzteren den Abt von Georgenberg in's Geheimniß. Auf Christoph Obinger's Empfehlung schrieb der Arzt die Wahrheit, daß der Cardinal ein robuster Organismus sei, der noch vieljährige Thätigkeit in Aussicht stelle.

Den Brief adressirte Weinhart, der ihm gegebenen Anweisung zufolge an Herrn Friedrich Weingaertner am Hof in Wien.

Der Abt verfehlte nicht, seinen Patron, wie er den Cardinal gewöhnlich nannte, von der eingelangten Zuschrift in Kenntniß zu setzen. Khlesl billigte das Verfahren des Abtes, ließ aber gleichzeitig an seinen Bruder Georg in entgegengesetztem Sinne schreiben, denn er selbst hatte geloben müssen, allem Gebrauch von Feder und Tinte zu entsagen. Nach wenigen Tagen wurde ihm die von den Gefängniß-Commissären erbrochene Antwort Georg Khlesl's übergeben.

Der arme Bruder klagte, daß ihn die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung seines lieben Melchior wie ein aus heiterer Luft herabzuckender Blitz getroffen habe; man hätte doch — meinte er — so christlich sein können, ihn gleich bei Beginn des Uebels zu benachrichtigen.

Khlesl lächelte und wußte, wie er daran war; die Gefängniß-Commissaire Stredell, Wolkenstein und Hauptmann Papus lächelten auch und wußten nicht, woran sie waren.

Von diesem Antwortschreiben Georg Khlesl's rührte die bald darauf nach Innsbruck und Wien verbreitete Nachricht, daß Se. Eminenz der Cardinal wie irre sei und das Schlimmste zu befürchten stünde.

Die wohlweisen Herren, welche den Cardinal essen, trinken und schlafen und guter Dinge sahen, schrieben die der Antwort Georg Khlesls zu Grunde liegende Anzeige von des Cardinals Krankheit einem Anfall von Geistesverwirrung und etwaigen geheimen, ihnen verborgenen Leiden zu. Der Cardinal aber sagte, indem er das bebartete männliche Kinn auf die rechte Hand stützte: „Wenn ich mich auf Namen recht verstehe, so könnte man vor diesem da — er wies auf die dem Arzt angegebene Wiener Adresse — leicht statt des Friedrich einen Johann setzen, und Alles wäre erklärt."

Der Abt blickte den Cardinal neugierig an und der zufällig anwesende Arzt erwartete jeden Augenblick, daß der Friedrich verschwinden und der Name Johannes an seine Stelle treten würde. Ein Wunder folgte nun allerdings nicht, aber Khlesl sagte: „Der erste Hofprediger Ferdinand's heißt Johann Weingaertner;

sollte dieser Friedrich nicht ein naher Verwandter des Johann sein?"

Das Schreiben des Arztes Weinhart hatte jedenfalls den Ausschlag gegeben; die Jesuiten hielten es der Mühe werth, den alten, aber rüstigen Cardinal dem Gefängniß zu entreißen. Von dem Augenblick an arbeitete der päpstliche Nuntius Verospi auf Betrieb des römischen Staatssecretairs Cardinals Ludovici an der Befreiung Khlesl's.

So standen die Dinge, als eines Abends, da die Glocke eben zum Vesperbrot läutete, ein junger Officier gemeldet wurde, der ein Geleitschreiben des Innsbrucker Rathes, ungesäumt vor den Cardinal gelassen zu werden, verwies.

Khlesl warf seufzend einen Blick auf den Prälaten von St. Georgenberg und sagte so laut, daß Stredell es hören konnte: „Wieder ein Berichterstatter; ob sie nicht an den hier fest Angestellten genug haben könnten!" Dann wandte er sich an Papus, den Commandanten seiner Wachmannschaft, und fuhr fort: „Wenn dem jungen Herrn nach meinem Anblick gelüstet, so mag er morgen der Messe beiwohnen; ich will mich heute früher zur Ruhe begeben und hasse jede unnöthige Störung."

Diese derbe Abweisung hinderte aber nicht, daß nach wenigen Minuten schon ein sonnengebräunter jun-

ger Krieger eintrat und sich dem Cardinal mit so ehrlich blickenden Augen näherte, daß der mißtrauische Mann sogleich seinen Argwohn aufgab.

Die ersten Worte, welche der junge, ganz schwarz gekleidete Officier sprach, stimmten den Gefangenen so vollständig um, daß vielmehr ein heller Strahl der Freude aus seinen Augen blitzte. Der Officier sagte: „Ich bin der Sohn jenes Mannes, den Ihr vielleicht unter allen Menschen am stärksten haßtet; dieser Mann lebt nicht mehr! ich vollziehe sein Vermächtniß, indem ich Euch im Namen des Verstorbenen um Eure Hand zur Versöhnung bitte. Erzherzog Max fühlte in seinen letzten Stunden die lebhafteste Sehnsucht, wieder gut zu machen, aber mit seinen Körperkräften sank auch seine Macht; was er bewirken konnte, hat er gethan. Nichts von All' dem, was Euer war, wird Euch entzogen werden; Ferdinand mußte es ihm auf das heilige Abendmahl geloben; Pater Lamormain billigte das Gelöbniß, und also wird es erfüllt werden. Eure Freiheit — Ihr werdet sie erlangen, und ich selbst will nicht rasten und ruhen, bis sie Euch wieder gegeben worden. — Eure Freiheit enthält Euch nicht Ferdinand vor, sondern jener Prinz, dessen Arm Ihr einst lähmtet, als er eben die Hand nach der Krone ausstrecken wollte; ich meine den General des Passauer Volkes, den priesterlichen Erzherzog, den kriegerischen Leopold von Oesterreich. Er

hält den Riegel Eures Gefängnisses vorgeschoben und wird das Schloß so lange hüten, bis es eine stärkere Faust zertrümmert. Ich bitte Euch, sagt mir, daß Ihr meines Vaters mit versöhntem Herzen gedenkt!"

Diese Sprache von dem Sohne seines mächtigen Feindes vor Abt und Mönchen, in Gegenwart seiner Gefängnißaufseher Stredell und Wolkenstein, des Hauptmannes Papus und seines Beichtvaters, des Franciscaners Heinrich Seyfried geführt, mußte dem Selbstgefühl des Cardinals wohlthun, seine Stellung wesentlich verbessern, sein nicht leicht rührbares Herz in Bewegung setzen.

Es schimmerte in der That etwas in den hellen Augen des ehemaligen Ministers, das einer Thräne ähnlich sah; er, der unter mannigfaltigem Druck sich selbst gleichbleibende Mann vermochte nur zu stammeln: „Zu viel, zu viel, junger Mann, für einen vom Pöbel verspotteten und von den Fürsten ausgestoßenen Greis." Mehr konnte und wollte der Cardinal im Beisein der vielen Zeugen nicht sagen; ein warmer, kräftiger Händedruck entschädigte den Officier, welcher den viel rühmlicheren Muth besaß, was er für Recht erkannt, ungescheut zu thun.

Adam Wolkenstein hatte die Worte des jungen Hauptmannes mit wachsender Bestürzung gehört; war das wirklich der Sohn des verstorbenen Deutschmeisters?

Er hätte lieber an ein Blendwerk des Teufels geglaubt. Wie konnte ein Kind so ausarten, daß es den leiblichen Vater verleugnete? Aber wenn Erzherzog Max sich thatsächlich so geäußert hatte? Dann mußte der Sohn, nach Wolkenstein's Ansicht, den Vater Lügen strafen. Es gab gar keinen Grund, der Eckart zu einem so verwerflichen Schritt berechtigen konnte. Wolkenstein glaubte es seinem todten Herrn schuldig zu sein, gegen Eckart's Vorgang feierlich Protest einzulegen; er sagte deshalb, mit leidenschaftlicher Hast die Worte herausstotternd: „Ich kann es nicht glauben, daß Se. Durchlaucht gerade diese Worte gesprochen habe; ich halte mich für überzeugt, daß kindlicher Schmerz meinem jungen Freund, wenn ich es mir erlauben darf, den Sohn meines Herrn und Wohlthäters so zu nennen, die Sinne umnachtete; ich möchte wetten, daß Se. Durchlaucht nur sagen wollte, daß sich der Herr Cardinal anstrengen möchte, seine Fehler wieder gut zu machen. Besinnt Euch wohl, bester Herr Hauptmann, war es nicht das, was Se. Durchlaucht auf dem Sterbebett sagen wollte?“

Eckart entgegnete lächelnd, aber leidenschaftslos: „Nein, Herr Kämmerer, es war nicht das, sondern aufrichtige Reue über Alles, was auf den Betrieb meines Vaters gegen Se. Eminenz vorgenommen wurde.“

Der alte treue, aber stolze und geistesbeschränkte

Diener Maximilian's verhüllte sein Antlitz; er mochte den Blicken des entarteten Sohnes nicht mehr begegnen.

Der Cardinal, welcher wohl errathen konnte, was in dem Herzen des guten Sohnes vorging, beeilte sich zu sagen, daß er nicht einsehe, was der Erzherzog zu bereuen gehabt hätte; er wenigstens wisse nur so viel, daß Oesterreich in dem Erzherzoge einen seiner tapfersten Vertheidiger, die Kirche ihren liebsten, gläubigsten Sohn verloren habe. Mit diesen Worten erhob sich der Cardinal von der Tafel und lud Eckart durch einen Wink ein, ihm in sein Schlafgemach zu folgen. Stredele und Wolkenstein versuchten es, die besondere Unterredung Khlesl's mit dem Sohn des Erzherzogs zu vereiteln und schützten ihre klar abgefaßte Ordre vor, die jeden geheimen Verkehr des Staatsgefangenen mit wem immer ausdrücklich untersagte. Khlesl seufzte und war schon bereit, sein Schlafgemach allein zu betreten, als Eckart ein mit dem Siegel des österreichischen Kanzlers versehenes Schreiben hervorzog, mittelst welchem Fürst Eggenberg für den Hauptmann Eckart eine Ausnahme bewilligte.

Wolkenstein und Stredell zuckten die Achseln und empfahlen dem Hauptmann Papus doppelte Wachsamkeit.

An diesem Abend erhielten die dreizehn Wachen eine besondere Verstärkung; der von den Innsbrucker Räthen dem Cardinal zum Kammerdiener bestellte Isaak Stromayer wurde mit einer Muskete bewaffnet, und nachdem der Cardinal zu Bette gegangen war, an's äußere Thor gestellt; der Barbier Mendler sollte sich vor die Thüre Khlesl's legen und augenblicklich Lärm schlagen, wenn ihm etwas verdächtig vorkäme; der Beichtvater Seyfried sollte aber dem Gefangenen von jedem Fluchtversuch abreden.

Stredell und Wolkenstein hielten die Lage für so kritisch, daß sie beschlossen, die Nacht auf den Beinen zuzubringen. Sie führten auch ihren Entschluß so folgerichtig aus, daß sie über den Beinen ihrer Stühle bei mit wundervoller Schnelligkeit sich leerenden Flaschen und Gläsern selig entschliefen und von Sr. Eminenz des folgenden Morgens noch schnarchend angetroffen wurden.

Als Eckart das Zimmer des Staatsgefangenen betreten hatte, bot ihm der Cardinal einen Sitz und verließ das Gemach mit der Entschuldigung, daß er noch einige unerläßliche Vorkehrungen zu treffen habe. In der That beauftragte er die Mönche, ihm jeden lästigen Störer vom Hals zu halten.

Die Mönche, welche die Gegenpolizei des Cardinals bildeten, bedienten Khlesl so vortrefflich, daß er

stets einige Tage früher von allen Vorkehrungen seiner Gegner unterrichtet war und so Zeit gewann, seine Gegenanstalten zu treffen.

Jetzt theilten sie ihm die Besorgnisse der Regierungscommissäre wegen eines allfälligen Fluchtversuches mit. Der Cardinal sandte den Herren von Wolkenstein und Stredell ein Dutzend Flaschen seines eigenen Weines zu, daß sie die Nacht lustiger zubringen möchten. Die beiden Commissäre hielten dies für eine Kriegslist „des Pfaffen, der auf einem gar langen Stecken reitet," betranken sich aber desungeachtet im Wein ihres listigen Gegners, der an gar keine List gedacht hatte.

Eckart benützte die Zeit der Abwesenheit Khlesl's, sich im Schlafgemach des gefangenen Kirchenfürsten umzusehen; das Zimmer war geräumig und hoch und lag gegen Osten; es mußte übrigens vor des Cardinals Ankunft ein ziemlich unwirthlicher Raum gewesen sein. Khlesl hatte neue Tapeten anbringen, einige Heiligenbilder aufhängen und die zierlichsten Möbel des Stiftes aufstellen lassen. Auf einem Bücherbrett, dem Lager des Cardinals gegenüber, standen ungefähr zwanzig bis dreißig Bände.

Eckart besah sich die Aufschriften. Neben einer Biblia sacra stand Machiavelli, der wieder die Decretalen Gregor IX. zu Nachbaren hatte, dann folgte ein

Breviarium Romanum, ein Vita sanctorum, hierauf zwei Bände, welche Handschriftliches enthielten; der eine war älter, das Papier vergilbt und die Tinte etwas bleich — er enthielt die Staatsschriften des treuesten Freundes und Anhängers Rudolf II., des Herzogs Julius von Braunschweig; der andre schien erst gestern seinen Platz erhalten zu haben, so glänzend neu war der Einband, so frisch die Schrift, er enthielt die „Consultationes“ des Freiherrn von Tschernembl, welche dieser vier und zwanzig Stunden früher eingesandt hatte. Außen am Rücken stand mit zierlichen Goldbuchstaben: „Christlich vergnügtes Palmgärtlein und lustiges Springbrünnlein für glaubensdurstige Seelen;“ neben dem Bücherbrett stand ein Hängkasten, den Isaak Stromayer zu schließen vergessen hatte. Hier hingen die Staats- und Hauskleider des gefangenen Mannes. Vier rothsammetene mit Zobel gefütterte Hauben, zwei lange Prälatenröcke von veilchenblauen geblümten Atlas, zwei paar schwarze Beinkleider, und vier aschgrauer Farbe aus feinstem Damast; zwei Terzerolenwämse, ein schwarzsammtner mit Marder gefüllter Stutzen und zwölf doppeltafftene rothe Leibhemden.

Zu unterst standen mehrere Tiegel mit süßem auf görzerische Art eingesottenem und überzuckertem Obste.

Auf einem niederen Ladenkasten aus Eichenflader stand eine kunstreiche Uhr und zu beiden Seiten derselben silberne Doppelleuchter; der Waschtisch trug ein schwer silbernes Becken und einen Krug von demselben Metall; auf dem Nachtkästchen stand ein einfaches Kreuz, dasselbe, das bis zur Klosteraufhebung unter Josef II. ein Gegenstand besonderer Verehrung der Himmelspförtnerinnen war und sich gegenwärtig in Besitz der Patres Minoriten zu Gutenstein befindet; dieses Kreuz war das Lieblingsheiligthum Khlesl's; sein verbittertes, Schwermuth erfülltes Herz schüttelte er am öftesten in Anbetung dieses Heiligthums aus; ihm legte er Wunderkraft bei, seit er von einem Wechselfieber nach inbrünstigem Flehen zu dem Kreuz befreit worden war.

Eckart hatte kaum seinen Blick von dem pomphaften Silbergeschirr und dem schlichten Kreuzesholz abgezogen, als der Cardinal zurückkehrte; der mit Ehrenbezeugungen so geizige Mann streckte ihm beide Hände entgegen, dann sagte er: „Ich kann mir denken, daß Ihr Alles wißt, aber richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet. Glaubet nicht, junger Mann, aus zwei Todfeinden müsse nothwendig einer verdammenswerth sein; ich bin der Meinung, daß man von den verschiedensten Standpunkten aus, wenn man nur an der katholischen Glaubenswahrheit fest hält, zum Himmel gelangen kann.

Euer Vater und ich nahmen wohl die entgegengesetztesten ein, die man sich denken kann.

Er wollte mich seinem Zweck opfern, warum nicht? Vielleicht hätte ich es an seiner Stelle und mit den gleichen Berathern und Gewissensräthen an der Seite eben so gemacht.

Er wollte die Vertilgung des Irrglaubens, ich ebenfalls; darinnen waren wir einig; in den Mitteln gingen wir auseinander. Er war für Gewaltthat, ich für Bekehrung; er für den Krieg, ich für friedlichen Handel, er meinte eines Ferdinands und der Jesuiten zu bedürfen, ich dachte mit dem alten Kaiser und ohne Jesuiten zum Ziel zu gelangen. Wer Recht hatte, die Zukunft wird unsere Richterin sein.

Er hielt mein Blut für den seinem Werk nothwendigen Kitt und ich wehrte mich meiner Haut.

Vielleicht war der alte Khlesl zu furchtsam, vielleicht sein Gegner zu gewaltthätig. Ich habe für Se. Durchlaucht mehr als eine Messe gelesen, verzeihe ihm und bitte ihm im Jenseits jedes Unrecht ab, das ich ihm allenfalls zugefügt haben könnte. Daß Ihr hieher kamt, einen alten unnützen Mann zu besuchen, ist schön von Euch; über alles Lob erhaben würde es jedoch sein, wenn der Sohn die Bande sprengen hülfe, in welche der Vater einen greisen Diener des Hauses aus Mißverstand schlug. Ihr könnt

das Herz Ferdinands erreichen, o thut es, thut es um Christi Barmherzigkeit willen, sagt dem Kaiser, daß der alte Khlesl nach nichts verlange, als in Freiheit zu sterben.

Ich habe die Ruhe gekostet, sie ist so süß, ein so wahres Labsal, das ich sie um keinen Preis gegen die vorige Unruhe vertauschen möchte.

Ach Gott, wie bedauere ich den guten frommen Kaiser, der sich nicht wie ich der Andacht und heiligen Beschaulichkeit überlassen kann; sagt ihm, wie kein Tag und keine Stunde vergeht, da ich nicht Gottes Beistand für ihn und seine Fahnen anrufe.

Fragt die Genossen meiner Einsamkeit, die guten Benedictiner, in welches Entzücken mich jeder Sieg meines kaiserlichen Herrn versetzt. Ihr kennt den frommen erleuchteten Fürsten von Eggenberg, ihm meldet, wenn Ihr mir Freundschaft erzeugen wollt, daß Ihr in Georgenberg einen der Welt abgestorbenen Greis gefunden habt, der keinen Wunsch hegt, als wie es dem sorgsamen Hirten ansteht, mitten unter seiner Heerde den Geist aufzugeben. Er soll ja nicht glauben, der gute Fürst, daß Melchior Khlesl einen andern Ehrgeiz kennt als die Erbauung seines bischöflichen Sprengels, als die Erfüllung seines geistlichen Berufes, als die Verkündigung der katho-

lischen Wahrheit. Das Weltliche, prägt es dem guten Fürsten wohl ein, das Weltliche findet in der Brust des alten kindisch gewordenen Khlesl keinen Raum mehr. Der arme Mann — ich bitte, behaltet meine Ausdrücke bei — ist so herabgekommen, daß er von Rechten nichts mehr wissen mag und sich einzig auf die kaiserliche Gnade und die Wohlgewogenheit des Fürsten Eggenberg verläßt.

Wenn Ihr das sagt und Ihr werdet es, wenn es Euch mit dem Wunsch, einen alten Geistlichen mit Eurem verstorbenen Vater zu versöhnen Ernst ist, dann ist mir heute in Eurer Person ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen."

Eckart, welcher der Rede des Cardinals aufmerksam gefolgt war, konnte sich nicht entbrechen auszurufen:

„Und Ihr nennt Euch einen alten kindisch gewordenen Mann?"

Khlesl stieß mit dem Fuß zornig gegen den Boden und entgegnete: „Ich wiederhole nur, was Euch der Abt und die gesammte Mönchschaft sagen wird, es ist so, kann ich dafür?"

„Ein Mann von so vielem Geist!"

„Wer redet von Geist, ich habe keinen und will keinen haben."

„Ihr habt aber doch."

„Gott schütze mich!"

„Und das sehr viel."

„Immer besser!"

„Ich glaube, daß alle Welt meine Ansicht theilt."

„Theilte, sagt theilte. Jetzt ist es anders."

„Nein."

„Ich sage Euch aber ja."

„Und ich glaube Euch doch nicht."

„Seht Ihr denn nicht ein, daß der Geist, den man bei mir voraussetzt, mein Unglück ist?"

„Dann will ich darauf schwören, daß Ihr der blödsinnigste Prälat der katholischen Kirche seid."

„So ist es recht."

„Ich werde also sagen, daß Euch das Unglück gebeugt hat."

„Sagt geknickt."

„Also geknickt."

„Oder noch besser gebrochen."

„Wie Ihr für gut findet."

„Dann sagt, daß ich ein unschädlicher Plauderer sei."

„Warum das?"

„Weil es die Berichte meiner Aufseher commentiren wird, die ich durch das, was Ihr meinen Geist zu nennen beliebt, in Respect erhalten muß."

„Und was sagten jene Berichte, wenn ich es erfahren darf?"

„Ei die Berichte stimmen leider mit Eurer ketzerischen Ansicht von meinem Geist überein."

„Ich werde also sagen: „Nichts da, keine Spur von Einsicht und Erwägung, nichts als die Schwatzhaftigkeit des Alters, Lob vergangener Zeiten, laudator temporis acti, wie der Dichter von Venesium meint."

„Vortrefflich!"

„Habt Ihr sonst etwas zu bestellen?"

„Heute nicht, kommt Morgen, es versteht sich, daß Ihr mein Gast seid, dann werde ich Euch Briefe übergeben."

„An wen?“

„An meine Bisthums-Administratoren Schwab und Hutner.“

„Den Hutner kenne ich.“

„Weiß wohl.“

„Ihr wißt?“

„O ich kann Euch den ersten Bericht des Priors aus dem Gedächtniß mittheilen.“

„Thut es, ich ersuche Euch darum.“

„Herzlich gern. Pater Hutner schrieb mir noch während derselben Nacht, da Ihr mit ihm bei Khuen zusammentrafet: „Offner ehrlicher junger Mensch, kann und wird kein Glück am Hof machen, scheint völlig unbrauchbar, wo und wenn es sich um Ränke handelt, völlig verläßlich, wenn seine Ehre in's Spiel kömmt, verliebt und zwar unter dem Rang, zu dem er seine Blicke erheben darf, rathe ihn aufzugeben.“

„Und Ihr gabt mich auf.“

„Ich gab Euch auf.“

„Nun?“

„Wo ich auf Eure Ehrenhaftigkeit Rechnung machte, bediente ich mich Euer."

„Leider nutzlos."

„Ohne Eure Schuld. Uebrigens ergänzte meine hochgeschätzte Freundin Elisabeth Khuen das Urtheil des Priors; diese Frau faßte eine wahrhaft mütterliche Zuneigung zu Euch; ich sah es gern, denn Ihr wurdet mir dadurch in steter Evidenz gehalten."

„Und was sagte diese würdige Dame?"

„Alles Erdenkliche, was Euch zum Lob, nur durchaus nichts, das Euch in meinen Augen zum Verdienst gereichen konnte; mit einem Wort, Ihr hattet nach Peter Hutner und Elisabeth Khuen die gesammten christlichen Cardinal-Tugenden und keine einzige Eigenschaft, die Euch für meine Bedürfnisse schätzenswerth machte, so verschieden stellen sich die Forderungen der Religion und des Staatslebens."

„Und ist dies Alles?"

„Ach nein. Kennt Ihr Herrn von Tschernembl?"

„So so."

„Ich wage nicht ihm zu schreiben, wollt Ihr ihm einen mündlichen Auftrag ausrichten?"

„Warum nicht?“

„Ich lasse ihn beschwören — sagt, daß mir die Dankbarkeit diesen Rathschlag eingiebt — von seinem Unternehmen abzustehen. Und wenn er schon durchaus auf seinen Meinungen beharrt, so soll er wenigstens dem Rath des Evangeliums folgen: „Wer zur Stunde auf dem Dache ist und sein Geräth im Hause hat, der steige nicht hinab, es zu holen; und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück,“ und auf den 34. und 35. Vers desselben Capitels achten: „Ich sage Euch, in derselben Nacht wird von Zweien, die auf Einer Lagerstätte ruhen, der Eine ergriffen, der Andre freigelassen werden; von Zweien, die mit einander mahlen, wird der Eine ergriffen, der Andre freigelassen werden. Von Zweien, die auf dem Felde sind, wird der Eine ergriffen, der Andere freigelassen werden.“ *)

„Und wenn mich Herr von Tschernembl um Erklärung fragt?“

„Dann antwortet ihm mit dem Evangelisten: „Wo das Aas liegt, sammeln sich die Geier.“ Diese Warnung ist das Einzige, womit ich einem edelmüthigen

---

*) Lucas 17. Cap. V. 31, 32, 34, 35.

Feind vergelten kann. Werdet Ihr bei Eurer Rückkehr bei Frau von Khuen einsprechen?"

„Ob ich einsprechen werde!"

„Dann danket Ihr in meinem Namen für die mit Pelzwerk gefütterten Pantoffeln, die sie mir im vorigen Spätherbst, da ich über große Kälte in den Füßen klagte, überschickte, sagt auch dem Obrist, daß ich seinen Uebertritt zu meinen Gegnern vollkommen billige; sein Verharren hätte mir nicht nur nichts genützt, sondern vielmehr geschadet. — Ihr wolltet etwas sagen, mein lieber Sohn, heraus damit."

„Ich wollte sagen, daß ich solchen Wankelmuth weder begreifen noch billigen könnte."

„Was ist mein Freund Petrus Hutner für ein Menschenkenner! Wie recht hatte er mit seiner Behauptung, daß Ihr vielleicht recht gut für den Himmel, aber für die Erde jedenfalls sehr wenig taugt. Glaubt Ihr denn wirklich, daß die Gesinnungstreue Khuens eine andre Folge gehabt hätte, als mich und ihn zugleich zu verderben?"

„Er besaß aber das Ohr des Kaisers."

„In höherem Grad als ich?"

„Das will ich nicht behaupten."

„Nun gut, konnte der Mann, dem Ihr so gütig gewesen, etwas Geist zuzuschreiben, sich trotz der kaiserlichen Huld nicht behaupten, was meint Ihr, daß dem armen Khuen sein Widerstand genützt hätte? Ja, wenn der Kaiser Maximilian III. geheißen, wenn Euer Vater statt des älteren Bruders auf dem Thron gesessen hätte, in diesem Fall wäre Beharrlichkeit zur Tugend geworden; unter den angedeuteten Umständen müßte ich sie Unklugheit, ja mehr als das — Thorheit nennen. Also seid so freundlich, den Obrist von mir grüßen; er möchte in meiner Angelegenheit nur mit seiner gewohnten Thätigkeit fortfahren; ihm eine gute Provision von Baiern zu verschaffen wird meine Sache sein."

Seht, dachte Eckart, wie der abgelebte, unnütze, kindisch gewordene Mann sein Netz nach allen Seiten auswirft und Masche an Masche reiht; es scheint, daß der allem weltlichen Treiben abgestorbene Greis lustig mit Baiern und weiß Gott vielleicht dem Großtürken fort negotiirt. Diese Gedanken waren auch vollkommen zutreffend, denn der Cardinal, der seit Jahr und Tag keine Feder berührt hatte, machte den ehrlichen Christoph Obinger zum Correspondenten des Herzogs von Baiern, der Republik Venedig, des römischen Stuhls mit Spanien und Niederland.

Eckart versprach auch diesen Auftrag zu besorgen;

nun aber bat er den Cardinal um eine Gegengefälligkeit. Khlesl war neugierig, worin ein armer Staatsgefangener dem Ritter Johann Eckart auf Winkl, Sr. Majestät wohl bestalltem Hauptmann nützlich werden könne."

„O es ist nur ein Ehrendienst, den ich in Anspruch nehme, Ihr sollt ein Paar Trauungen verrichten, die ohnehin Eurer Diöcese unterliegen."

„Und wer sind die Brautpaare?"

„Sie werden sich morgen mit Eurer Erlaubniß mit den nöthigen Ausweisen versehen an Ort und Stelle einfinden."

Der Cardinal, dem es höchst willkommen war, seine bischöfliche Gewalt, wenn auch in weiter Entfernung von seinem Sprengel auszuüben, nahm die Bitte Eckarts freundlich auf.

Eckart verabschiedete sich aber nun von dem Todfeind seines Vaters und ging unangefochten an dem schlummernden Barbier, den trunkenen Wachen und schnarchenden Commissären vorbei.

XXXV. Capitel.

Zwei Trauungen.

(Schluß.)

Am folgenden Tag strahlte die kleine Kirche von Georgenberg im Glanz zahlreicher Lichter; die Wände waren mit Prachtteppichen belegt, und alles Silber, das der Cardinal zu gottesdienstlichen Functionen von Wien und Neustadt hatte bringen lassen, schimmerte am Hochaltar der Kirche.

Khlesl persolvirte unter Assistenz des Prälaten die Messe in pontificalibus und ließ sich von Adam Freiherrn von Wolkenstein ministriren.

Schon am frühen Morgen hatte der Zusammen-

klang aller Glocken die Bergbewohner auf die ungewöhnliche gottesdienstliche Feier aufmerksam gemacht.

Von allen Seiten kamen sie herangeschritten und klommen die steilen Felswände hinan; alte und junge Männer mit gespitzt zulaufenden Hüten, auf welchen Spielhahnfedern flatterten, kurzen Hosen, nackten Knien und grauen Lodenröcken, mit Jungfrauen mit männlicher Kopfbedeckung, an welcher goldne Troddeln angebracht waren und alte Mütterchen mit schwarzen sauberen Vortüchern und dunklen Hauben. Das Kirchschiff wurde für die Zahl der Beter fast zu eng. Ein Landmann fragte den Andern, was für ein Kirchenfest heute gefeiert werde. Keiner wußte es.

Abermals klang das Geläute zu dem „Missa ita est“ und in dem Augenblick betraten zwei geschmückte Brautpaare die Kirche, welchen zwei Brautführer zur Seite schritten.

Die Brautführer waren ernste in Deutsch-Ordenstracht gekleidete Männer, die Herrn von Stadion und Westernach; der Bräutigam jenes lächelnden, offen blickenden, glücklich aussehenden Mädchens war ein kaiserlicher Hauptmann mit grüner golddurchwirkter Feldbinde und wallender Straußfeder. Das ehemals so jugendliche Ge-

ficht hatte sich gebräunt und den milden Zügen männlichen Charakter verliehen. Die Tracht der Braut war eine glückliche Mischung des Nationell-Tyrolischen mit städtischer Mode.

Der Hut war minder unförmlich, als ihn die Landsleute der Braut zu tragen pflegten; ein niedliches kokettes Tyrolerhütchen, das am Kinn mit breiten grünen Taffetbändern zusammengehalten wurde, rahmte mit den dunklen breiten Krempen das flüssige Gold des in zierliche Zöpfe geflochtenen Haares würdig ein; über dem mit Perlen und Goldschnüren besetzten Brustlatz hing ein Kreuzchen, welches der Bräutigam aus der Erblassenschaft seines Vaters geschenkt hatte; dieses Kreuzchen war aus einem Splitter von des Apostelfürsten Petri Kreuz gebildet.

An dem spitzzulaufenden Brustlatz schloß sich das grüne mit rothem Besatz eingesäumte Röckchen an. Zwischen dem Rocksaum und den einen kleinen elegant gebauten Fuß umschließenden Stiefelchen schimmerte der blüthenweiße Strumpf durch. Die Juppe war sowohl dem Stoff als der Form nach augenscheinlich städtischen Ursprungs; sie war aus schwarzem Atlas und schmiegte sich dem Körper so vortrefflich an, daß die üppigen Formen desselben mehr hervorgehoben als verunstaltet wurden.

Der andre Hochzeiter war ein schlanker kräftiger Küraſſier, das lebendige Abbild einer jener Achtung gebietenden Rittergeſtalten, die uns in düſteren Burgſälen aus den mächtigen Goldrahmen entgegentreten. Das lange ſeidenweiche dunkle Haar floß ungezähmt über Scheitel und Schläfe nieder. Er trug die Sturmhaube in der Hand, während das lange Schwert auf den Quadern klirrte.

Ueber den Küraß ſchlang ſich die rothe von der ſchönen Braut geſtickte Feldbinde.

Die holdſelige Braut, deren edel gezeichnetem Geſicht ein Zug von noch nicht völlig überwundener Schwermuth eigenthümlichen Zauber verlieh, trug auf dem vom Brautſchleier umwallten Haupt ſtatt des üblichen Myrthenkranzes ein koſtbares Diadem, das einſt die Haare Anna's von Oeſterreich geſchmückt hatte. Es war ein Zeichen der letzten Erinnerung, welches die ſterbende Kaiſerin ihrem Liebling gab.

Als ſich der Cardinal nach beendigtem Gottesdienſt zu den Brautleuten wandte, war er ſichtlich überraſcht. Nicht ſowohl der vor ihm knieende Sohn ſeines ergrimmteſten Feindes, als vielmehr das geſenkte Antlitz Franciſca Rappach's, welche er unbedenklich ſeinem Ehrgeiz

aufgeopfert haben würde, wäre nicht die Vorsehung zwischen ihn und das Opfer getreten; das gesenkte Thränen überflossene Gesicht des jungen Weibes machte den harten Cardinal beben. Einen Augenblick ließ er sein Auge auf der stillen Braut ruhen, dann faßte er sich schnell und eilte zum Vollzug der heiligen Handlung.

Wieder einmal nach einem langen Jahre der Verbannung war es ihm vergönnt, eine jener seelenvollen Ansprachen zu halten, wie sie Kaiser und Könige, Herzoge und Fürsten so oft aus seinem beredten Munde vernommen hatten. Sein alter Genius erwachte; er sprach mit mildem Feuer über die Heiligkeit der Ehe und fügte dem Segen der Kirche die herzlichen Glückwünsche des väterlichen Freundes bei.

Beim Namensaufruf sagte Eckart mit heller, fast fröhlich klingender Stimme „Ja," und als der Cardinal wieder fragte: „Ist es Euer wahrer, ernstlicher Wille, Jungfrau Euphrosine Bock von Antholz, die Gattin des hier anwesenden Ritters Johann Eckart von Winkl zu sein, da ertönte ein eben so lautes als entschiedenes „Ja" von den Lippen der Braut. Dieselbe Scene wiederholte sich mit dem zweiten Brautpaar; nur daß Francisca nicht ebenso heiter erwiederte.

Als Zeugen des Trauungsactes unterfertigten die Deutsch-Ordensherren von Stadion und Westernach.

Am Chor saß eine in Trauer gehüllte weibliche Gestalt, die nach vollzogener Trauung auf das erste Brautpaar zuschritt und es in die Arme schloß. „Wie doppelt glücklich macht mich Ihre mütterliche Zärtlichkeit!“ rief Eckart aus, welcher nicht erwartet hatte, daß sich Frau von Rosenberg von ihren wehmüthigen Erinnerungen an Winkl losreißen würde.

Der sonst so sparsame, fastknickerische Kirchenfürst ließ es sich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten. Eine gewaltige Razzia wurde in Hühnerhof, Taubenschlag unter den Enten und Gänsen der wohlehrwürdigen Benedictiner von Georgenberg vollführt; selbst die Wälder und Bäche um das Stift herum fühlten die Nachwirkung der Gastfreundschaft des Cardinals; ja die Suppe stand bereits auf dem Tisch, als der Klosterfischer noch die letzte Lieferung Forellen nach der Küche brachte. Der Leser wird uns wohl die Aufzählung all der köstlichen Gerichte erlassen, welche zu Ehren der Hochzeitsgäste auf die Tafel gesetzt wurden; wir begnügen uns mit der Versicherung, daß das Hochzeitsmahl den vereinigten Bemühungen des Cardinals und des Propstes Obinger Ehre machte. Khlesl thronte in einer vollkommen neue Symare, das rothe Käppchen auf dem Haupt und ein Kreuz von Brillanten auf der Brust zu Oberst der Tafel.

Am Schluß trank Eckart zum großen Verdruß der Kerkermeister des Cardinals auf Khlesls baldige Befreiung.

Stredell that, als ob er nippte und stellte das Glas unberührt auf den Tisch.

Als das Mahl beendigt war, eilte der Cardinal nach seinem Schlafgemach und hieß die beiden Brautpaare einen Augenblick verziehen. Nach einigen Minuten kam er mit zwei Päckchen unter dem Arm zurück; das eine reichte er der jungen Gattin Eckarts, das andere Francisca Rappach, nunmehr verehelichten Rolandin.

Als Euphrosine das Packet öffnete, fand sie eine einzelne Perle von seltener Größe und Schönheit und einen Ring, welcher eine herrliche Kamee enthielt; Beides waren Geschenke Venedigs für den allmächtigen Minister gewesen. Einen minder profanen Charakter trug Khlesls Brautgeschenk für Francisca an sich. Es war ein Crucifix aus Elfenbein, welches Bethlen Gabor dem Cardinal verehrt hatte, dann eine kleine in Gold gefaßte Statue, die mit Rubinen und Perlen verziert war. Diese Statue rührte aus dem Schatz des großen Mathias Corvinus und wurde noch im Laufe desselben Jahres von der jungen Gattin Rolandins ohne Angabe des Namens der Geberin als Sühnopfer nach Maria-Zell geschenkt; dort kann man im Glasschranke rechts von der Eingangsthür zur Schatzkammer noch immer das sehr interessante Kunststück König Mathias Corvinus bewundern.

Der Aufenthalt der Fremden währte bis zum Abend. Als die Zeit des Abschiedes herangerückt war, wurde der Gefangene zusehends unruhiger; er fühlte die nur mühsam unterdrückte Begierde nach Freiheit in sich stärker erwachen als je. Seufzend fragte er an der Schwelle seiner Wohnung: „Wohin die Reise?" „Nach Wien," antwortete Eckart mit einem beruhigenden Blick auf den Cardinal. „Und wohin Ihr?" fragte Khlesl Wolfgang Rolandin. Ohne den Frager anzublicken erwiederte der Küraſſier ganz gleichmüthig: „Nach Rom." Das Wort Rom hatte sich Khlesl seit seiner unter den Jesuiten zugebrachten Jugend als ein sehr bedeutungsvolles Wort zu betrachten angewöhnt; das Wort Rom hatte seit seiner Studienzeit einen magischen Einfluß auf die Phantasie des Novizen, Priesters, Passauer Officials, Missionspredigers und Cabinets-Directors ausgeübt; nie aber war der Zauber dieses Wortes so groß als jetzt, da seine Zukunft mehr als je von Rom abhängig war. „Was sagtet Ihr? fragte daher Khlesl rasch, „Ihr reist nach Rom, und darf man den Zweck Eurer Reise wissen, wahrscheinlich eine Erholungsreise? vielleicht auch etwas Wallfahrt? Habe ich nicht recht?" „Nicht doch," entgegnete Rolandin lächelnd, „es handelt sich einfach um einen Auftrag."

„Auftrag! Auftrag!" wiederholte sich Khlesl im Geiste und hätte um Alles in der Welt gerne gefragt, um was

für einen Auftrag es sich handele, doch fühlte der Cardinal das Unstatthafte einer solchen Inquisition zu wohl, als daß er eine neue Frage an den Officier gerichtet hätte. Rolandin, welcher dem Cardinal indeß die Neugierde am Gesicht lesen mochte, setzte rasch hinzu: „Ihr kennt doch Monsignore Ludovici?“

Khlesl prallte zurück, als ob er auf elektrisirten Draht getreten wäre: „Ob ich den Staatssecretair Sr. Heiligkeit kenne?!“

„Nun ich sehe, daß Euer Eminenz Herrn von Ludovici kennt; wir reisen zu ihm.“

„Ihr reist zu Monsignore Ludovici?“

„Und was ist daran Wunderbares?“

„Ich sage nicht, daß es wunderbar sei; und Ihr behauptet, einen Auftrag an ihn zu haben?“

„Auch das ist wahr.“

„Einen Privatauftrag, natürlich?“

„Natürlich!“

„Einen geheimen Auftrag?“

„Es ist wahr.“

„Von einem hohen Herrn?“

„Das eben nicht," erwiederte Rolandin, indem er, von Khlesl unbemerkt, einen schelmischen Blick auf Eckart warf.

„Darf ich Euer Gedächtniß mit einer Bitte beschweren?"

„Warum nicht?"

„Ihr werdet Monsignor allein sprechen?"

„Sicher!"

„Wollt Ihr ihn meiner besonderen Ergebenheit versichern?"

„Was weiter?"

„Ja, wenn sich das nur leichter sagen ließe!"

„Für Eure Eminenz hätte die Sprache eine Schwierigkeit?"

„Sie hat, sie hat, ich versichere Euch."

„Wie ist das möglich?"

„Das ist bei allen Dingen so, die man nicht gerade heraussagen will."

„So schreibt diese Dinge nieder."

„Da kämet Ihr mir erst recht!"

„So macht nur wenigstens, daß ich die Dinge erfahre."

„Wohlan, Ihr werdet Monsignore sagen, daß ich mit Bedauern von dem Unwohlsein des heiligen Vaters gehört habe."

Eckart und Rolandin, die, wiewohl in vollkommener Freiheit und aus der Hauptstadt kommend, von einer Erkrankung des Papstes keine Silbe wußten, blickten einander erstaunt an. Eckart aber sagte zweifelhaft: „Wißt Ihr auch gewiß, daß der Papst unwohl sei?"

Khlesl erwiederte lächelnd: „Es ist bisher nichts als eine Ballengeschwulst von leichtem Fieber begleitet aber . . . ."

„Aber?"

„Es könnte ernsthaft werden."

Wer sagt Euch das?"

„Mein kleiner Finger."

„Ihr habt einen merkwürdig allwissenden Finger."

Khlesl lächelte ohne Erwiederung und fuhr zu Rolandin gewendet fort: „Ihr werdet sagen, daß ich zu Gott täglich um die Wiederherstellung Sr. Heiligkeit bete, daß ich mich aber, falls in Gottes unerforschlichem

Rathschluß etwas Anderes bestimmt wäre, dem Staatssecretair voll Bewunderung — Ihr werdet diese Worte nicht vergessen? — seiner staatsmännischen Talente zu Füßen werfe."

„Ich werde das Alles so sagen, als ob Ihr selbst zugegen wäret."

„Meinen Segen über Euer Haupt, junger Mann!"

„Sonst habt Ihr keinen Wunsch?"

„Wenn ich errathen könnte, wer Euer Auftraggeber sei?"

„So rathet, Eminenz!"

„Ihr seid Soldat, so könnte es Herr von Mollart sein?"

„Ach mein Gott! ich kenne ihn nicht einmal."

„Vielleicht Graf Dampierre?"

„Der kümmert sich wieder um Herrn Ludovici nicht. Seht, ich will es Euch leicht machen; mein Auftraggeber steht hier vor Euch." Rolandin deutete auf Eckart, welcher sich gerade mit seiner Braut beschäftigte.

„Mein Sohn! mein geliebter Sohn!" rief ihm der Cardinal zu. „Ich höre so eben, daß Ihr Herrn Rolandin nach Rom sendet, dürfte ich glauben?"

„Nicht nur glauben, auch hoffen," fiel Eckart in's Wort, „daß ich Euertwillen nach Rom sende. Euer Befreiungsgeschäft würde zu schläfrig betrieben, wenn man den Brei nicht in der rechten Küche rührte."

„Werdet Ihr Euch aber auch an die rechten Köche halten?" fragte der Cardinal seufzend.

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine, ob Ihr auch tüchtige Freunde zu Rom habt."

„Nun, was denkt Ihr so von Herrn von Serbelloni?"

„Gut, recht gut."

„Von Cardinal von Hohenzollern?"

„Optime!"

„Von Mutius Vitelleschi?"

„Valde bene!"

„Vom spanischen Gesandten?"

„Ihr überrascht mich!"

„Ja seht! man ist doch nicht ganz umsonst das Kind eines österreichischen Erzherzogs, auch wenn man nur sehr geringe staatsmännische Eigenschaften besitzt."

„Habe ich das gesagt?"

„O, Ihr habt nur die lautere Wahrheit gesprochen, und ich maße mir auch nur dann einiges Talent bei, wenn es, wie das Feuer aus dem Stein, so durch Freundschaft oder Liebe aus meinem Herzen geschlagen wird."

„Ein gutes, gutes Kind!" murmelte Khlesl leise und doch laut genug, daß es die Umstehenden hören konnten.

Während dieses Gespräches senkte sich die Sonne immer mehr, so daß Georgenberg bereits in tiefem Schatten lag, während die Abhänge der umliegenden Höhen noch im vollen Strahl der Sonne glänzten.

„Es ist Zeit, den Berg hinabzusteigen," mahnte Frau von Rosenberg, indem sie den Cardinal für sie Alle um den Segen bat. Khlesl breitete die Arme über seine Gäste aus und segnete sie mit dem reichsten Segen, der ihm zu Gebote stand. Wenige Augenblicke darauf sah man nur mehr die wallenden Schleier der Bräute und die nickenden Federn an der Kopfbedeckung der sie begleitenden Männer.

Khlesl saß stumm und das Haupt auf seinen Arm gestützt, das Sinnbild tiefer Gedanken, in seinem einsamen Gemach. Plötzlich erhob er den Kopf und sagte zu sich selbst: „Ich hätte mich auf Ehre für älter ge-

halten; an der Freude aber, die ich empfinde, merke ich, daß mein Herz noch jung ist. Noch ein halbes Jahr, und es giebt kein Gefängniß mehr; noch ein Jahr, und ich bin zu Rom; noch zwei Jahre, und ich persolvire die Messe bei St. Stephan; noch drei Jahre, und wer weiß, der alte Khlesl setzt seinen Fuß auf den Nacken des plumpen gewaltthätigen Eggenberg; aber was sage ich, auf den Nacken? besser auf den Bauch — bei diesem Gedanken konnte sich der Gefangene eines stillen Lächelns nicht enthalten — er leidet ja immer an Bauchweh, folglich muß er da am empfindlichsten sein."

Khlesl hatte, wenn nicht ganz, so doch halb errathen; der Nuntius Verospi erwirkte seine Befreiung aus Georgenberg und führte den Cardinal als Staatsgefangenen mit sich nach Rom. Nach kurzer Gefangenschaft in der Engelsburg erlangte Khlesl seine vollkommene Freiheit, die er aber keineswegs dazu benützte, sogleich nach Wien zurückzukehren. Selbst mit der Rückkehr und Wiedereinnahme seines Bischofssitzes zögerte Khlesl und zog einen längeren Aufenthalt in der ewigen Stadt vor. Erst als sein alter Feind Kaiser Ferdinand über das lange Säumen Khlesl's ungeduldig zu werden anfing, gab der Cardinal nach und kehrte 1628 in seine Heimath zurück, wo er — hier irrte sich Khlesl in seiner Berechnung — ohne politischen Einfluß, und

ohne nochmals Minister geworden zu sein, aber bis zu seinem letzten Athemzug rastlos thätig (1630) starb.

Kehren wir zu den anderen Personen unserer Geschichte, von denen wir voraussetzen können, daß sie die Theilnahme unserer Leser erregt haben, zurück.

Kaiser Mathias starb wenige Monate nach der traurigen Katastrophe, welche ihm die Gattin und mit ihr zugleich die Hoffnung auf einen Thronerben geraubt hatte.

Mathias war seit Khlesl's Entführung nicht mehr er selbst; immer und überall fehlte ihm der treuerprobte Diener, dessen Talente die Mängel des Kaisers so vortrefflich verdeckten. Ohne Halt und Stütze sank Mathias bei vollem Bewußtsein des sich täglich mindernden Einflusses zu einem bloßen Schattenbild der ehemaligen Macht herab. Ferdinand übte die Gewalt, von welcher Mathias den bloßen Namen trug. Oftmal seufzte Mathias unter dem gelinden, aber unwiderstehlichen Druck des Bruders und Vetters. Seine Lieblingsgedanken, den Frieden durch Zugeständnisse zu erhalten, wurden verlacht und ihre Kundgebung mit Achselzucken aufgenommen. Der Kaiser verbiß seinen tiefen Gram und

wollte seinen Gegnern mindestens den Triumph, ihn zu unwürdigem Jammer getrieben zu haben, nicht gönnen. Dieser stille Gram fraß aber an des Kaisers Herzen und zehrte den letzten Rest an Lebenskraft und Lebensmuth vollends auf.

Oft mochte sich der Kaiser in seiner stiller Abgeschiedenheit zu Ebreichsdorf gesagt haben: „Hart, aber nicht unverdient!“ oft mag ihn der Schatten des zehn Jahre früher entthronten Bruders umgaukelt haben. Die Aerzte sagten, Mathias sei an der Gicht gestorben; aber die eigentliche Gicht, die dem Kaiser den Tod brachte, saß im Herzen und hieß Selbstvorwurf, Undank, Verrath und Verlassenheit. Mathias' Tod änderte nur die Unterschrift, den Namen; alles Andere blieb sich gleich. Ferdinand konnte kaum während des Kaisers Traumleben, nach Khlesl's Entfernung, mehr herrschen als nach seinem Tod, doch beobachteten die unzufriedenen Völker gegen den alternden Kaiser, den sie an dem täglich sich steigernden Druck unschuldig wußten, eine gewisse kindliche Pietät, die sie hinderte, zum Aeußersten zu schreiten; erst nach Mathias Tod loderten die Flammen der Empörung hell auf.

Alles hatte den Kaiser verlassen, sogar sein Leibarzt Mignoni, der aus Verdruß über seinen Irrthum gleich nach der Kaiserin Anna gestorben war; Khuen hatte zur

rechten Zeit seinen Frieden mit Max und Ferdinand gemacht und erhielt beim Regierungsantritt des Letzteren endlich den Gegenstand seiner unauslöschlichen Sehnsucht, das goldene Vließ.

Dampierre, Montecucoli, Collalto und wie die mit der Politik des Cardinals unzufriedenen Capitaine immer heißen mochten, hatten endlich, was sie wünschten, den Krieg, und zwar keinen Türken-, sondern den Bürgerkrieg.

Seyfried von Breuner, der nach des Cardinals Entführung verbannt worden war, wurde noch während Mathias' Lebenszeit zurückgerufen und in seine Aemter nnd Würden wieder eingesetzt. Don Tschapin, der viele Aehnlichkeit mit dem unverbrennbaren Spanier unseres Jahrhunderts hatte, athmete neu auf, als Kaiser Mathias todt war; er dachte nicht ganz unrichtig, daß nun die Zeit für die Spitzbuben und Beutelschneider gekommen sei; er kaufte ein frisches Pferd, indem er sein altes an denselben Pflock anband, wo er das neue zufällig bemerkt hatte, besserte eigenhändig den schadhaft gewordenen Sombrero aus und machte sich für eine neue Campagne fertig.

Die Räthe und Minister des alten Kaisers hatten nicht erst den Tod desselben abgewartet, um in Ferdinand's Dienste zu treten; sie dienten ihm schon lange, und treuer und besser als ihrem alten Herrn.

Die unter Khlesl's Verwaltung so friedseligen Herren wandelten sich über Nacht in eine Schaar Helden um. Die früher am lautesten für die Erhaltung der Ruhe geredet hatten, athmeten plötzlich nichts als Krieg und Blut.

Der Fürst von Eggenberg, Herzog von Krumau, der einzige Diener Ferdinands, den wirkliches Talent auszeichnete, leitete im Schatten der Kutte die Regierung und leitete sie wenigstens im Sinne des Monarchen mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit. Er muß, will man billig sein, nach den Umständen beurtheilt werden; hätte er freie Hand gehabt, Oesterreich hätte schönere Tage gesehen, als es wirklich sah. Genöthigt, sich mit den Jesuiten in die Herrschaft zu theilen, blieb ihm nichts übrig als zu retten, was zu retten war, bis er zuletzt, eine gerechte Sühne für feige Nachgiebigkeit gegen die eigne bessere Ueberzeugung, als ihr Opfer fiel.

Wilhelm Lamormain und sein Confrater Johann Weingaertner hüteten sich, über den Sieg, welchen sie durch die Wegführung Khlesl's errungen, zu triumphiren; sie blieben kalt und ruhig und verriethen selbst bei der Nachricht von dem Ableben des alten Kaisers ihre wirklichen Gefühle nicht. Von dem Augenblick, da Mathias die Augen schloß, nahm die österreichische Jesuitenherrschaft ihren Anfang und dauerte ungestört in absolutester

Form durch volle hundert Jahre fort; unter Josef I. einigermaßen erschüttert, unter Carl VI. aber neu befestigt, währte sie bis zur Neige des achtzehnten Jahrhunderts. Oesterreich zählt sie nicht zu den Wohlthaten, welche die Vorsehung Volk und Land im Lauf der Jahrhunderte gespendet.

Gehen wir von den ernsten Mönchen auf die Nonnen über, da sehen wir wieder das runde, apfelrothe, schmunzelnde Gesicht unserer alten Freundin, der Aebtissin von der Himmelpforte; noch immer will die kleine würdige Frau Victoria Haizenbergerin, trotz Kometen, Entführung und Todfall nicht magerer werden; sie hat allerdings gedroht, auf der Stelle den Geist aufzugeben, als ihr die Entführung Khlesl's gemeldet wurde; bei dieser Drohung hatte es aber sein Bewenden, ein am Herde kochendes Mus von großer Berühmtheit erforderte die Fortdauer eines für die Küche so werthvollen Lebens; Frau Victoria entschloß sich daher mit schwerem Herzen, die Last des Daseins noch ferner zu ertragen. Als die Kaiserin mit Tod abging, da durfte die Aebtissin, wie sie wohl gern gemocht hätte, die Welt nicht verlassen, denn nie hatte das Kloster ihrer nöthiger, als in dem Augenblick, da die hohe Schutzfrau der Himmelpforte ihre Schutzempfohlenen verließ. „Was würde aus meinen armen Schäflein werden," rief die würdige Dame mit-

leidsvoll aus, „wenn es Gott gefallen sollte, mich in diesem kritischen Zeitpunkt abzurufen?“ Die ehrliche Oberin erhielt sich also für das Kloster und verdoppelte zu diesem Zweck ihre tägliche Ration jenes bewußten Cypros, den die freundlichen Venetianer einst verehrt hatten. Als endlich der Kaiser seiner Gemahlin in den Tod folgte, weinte Frau Haizenbergerin aufrichtige Thränen und behauptete des folgenden Tages, nachdem sie während der Nacht ihr erschüttertes Herz durch einige Schlucke aus der verborgenen Venetianer Flasche gestärkt und ein paar Tropfen auf dem blüthenweißen Kopfkissen verschüttet, Blut geschwitzt zu haben. Vergebens machte sie Perpetua auf die seltsame Bläße der Blutstropfen aufmerksam; die Aebtissin wurde bei dieser Bemerkung vor Angst blutroth und sandte um den Doctor Magnus, der sie, wenn möglich, von der beginnenden Blutgrase heilen sollte.

Wie der Leser erwarten wird, starb Frau Haizenberger nicht am Blutschweiß, und wir können, dem Umfang unser's Romanes vorgreifend, dem Leser die Versicherung ertheilen, daß der Cardinal seine alte Bekannte bei seiner Rückkehr auf den Bischoffitz in blühender Gesundheit, nur um ein weniges gealtert und um vieles dicker antraf. Eva-Rosine, oder wie sie mit dem Klosternamen hieß, Schwester Victoria, würde nun und nimmer-

mehr Aebtissin geworden sein, wenn nicht eine gewisse Mandelspeise gewesen wäre, welche unserer liebenswürdigen Freundin gefährlicher werden sollte, als Fieber, Husten und Blutschweiß. Die würdige Vorsteherin war gerade in der Auseinandersetzung eines Vortheils begriffen, den sie zur Bereitung des Goldhandlteiges für unschätzbar hielt, als ihr ein halber Mandelkern in der Luftröhre stecken blieb und ihrem nützlichen Leben und Wirken ein fast plötzliches Ziel steckte.

Schwester Victoria, die würdige Nichte des Cardinals, welche schon längst die Herrschaft geübt hatte, von welcher der Aebtissin nur der Name übrig geblieben war, ergriff nun als Victoria die Zweite das Klosterscepter. Wahr ist es, daß die schlaffen Zügel der Klosterzucht fester angezogen wurden, daß die Küche an ihrer Bedeutung viel, sehr viel einbüßte; wahr ist es ferner, daß die Victualienhändler und Klosterlieferanten über dem Tod der ersten Victoria trostlos waren und in ihrer Nachfolgerin keinen Ersatz finden konnten, aber die Nonnen selbst hatten auch unter Victoria der Zweiten keinen Grund zur Klage.

Sie war es, welche zum Gedächtniß ihres Onkels des Cardinals jene grüne Kerze und das ewige Licht stiftete, das bis zur Auflösung der Congregation unter

Josef II. unterhalten wnrde. Elisabeth von Khuen erlebte gleichfalls die Rückkehr ihres verbannten geistlichen Freundes und war eine der Ersten, welche den jährlichen Pilgerzug nach Mariazell mitmachte, den Khlesl als fromme Uebung in Wien einführte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haas, Georg Emanuel,

Der alte Cardinal Von G. E. Haas

Bd.: 4

Wien 1864
P.o.germ. 533 bc-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110003-5